



Leseprobe aus Buchheim, Drogenkonsum und
Distinktion in musikzentrierten Subkulturen am Beispiel
der zeitgenössischen Techno-Szene, ISBN 978-3-7799-7790-2
© 2023 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7790-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7790-2)

Inhaltsübersicht

Danksagung	9
1. Techno, Drogen, Distinktion – die Ankerpunkte dieser Arbeit	11
1.1. Die Forschungsfrage in theoretischer und empirischer Hinsicht	12
1.2. Aufbau der Arbeit	13
2. Das Konzept der Subkultur als erster Versuch einer Theoretisierung jugendfreizeitlicher Vergemeinschaftung	21
2.1. Dominante und dominierte Kulturen innerhalb postindustrieller Gesellschaften	22
2.2. Die amerikanische Subkulturforschung als früher Versuch der Untersuchung adoleszenter Gruppenprozesse	26
2.3. Resistance through Rituals – der Stil als Lösungsversuch klassenspezifischer Problemlagen	29
3. Jugendliche Szenen – neue Formen adoleszenter Zusammenschlüsse vor dem Hintergrund sozialer Modernisierungsprozesse	35
3.1. Jugend und Individualisierung	36
3.2. Identitätskonstruktion als zentrale Herausforderung an die heutige Jugend	38
3.3. Die Homologie von existentiellern Sinnbasteln und szenischer Aktivität	40
3.4. Primäre Kennzeichen posttraditionaler Gemeinschaften	43
3.5. Sekundäre Kennzeichen posttraditionaler Gemeinschaften	51
4. Drogenkonsum aus soziologischer Perspektive	55
4.1. Drogenkonsum als Problemdiskurs – das pathologische Erklärungsmodell von Sucht und Abhängigkeit	55
4.2. Die Normalisierung der Drogendebatte – Substanzkonsum als sinnhafter sozialer Handlungsmodus	61
4.3. Substanzkonsum in der Techno-Szene und das Paradigma des „Recreational Drug Use“	66
5. Distinktion als Strukturprinzip zeitgenössischer Klassengesellschaften	69
5.1. Zentrale Unterschiede zwischen Bourdieus Habitus­theorie und der Theorie des historischen Materialismus	69

5.2.	Das Modell des sozialen Raums als Topographie gesellschaftlicher Stratifikation	71
5.3.	Die drei Arten von Kapital und ihre ungleiche gesellschaftliche Verteilung	72
5.4.	Das soziale Feld als Wirkungsbereich gesellschaftlicher Kräfte	78
5.5.	Der Habitus als immanenter sozialer Wegweiser	82
5.6.	Geschmack und Distinktion als Katalysatoren symbolischer Praxisformen	92
6.	Drogenkonsum und Distinktion als wiederkehrende Handlungspraktiken in historischen Jugend- und Musikkulturen	99
6.1.	Die Cat Culture als delinquente, ethnisch homogene Drogensubkultur	100
6.2.	Die Außenseiter als berufsbedingt abweichende Musikkultur	105
6.3.	Die Beat Generation als erste amerikanische Jugendkultur mit gesellschaftlicher Breitenwirkung	109
6.4.	Die Hippie-Bewegung als paradigmatische Gegenkultur der Mittelschicht	120
6.5.	Die Mods als klassische Subkultur der Arbeiterklasse	145
7.	Die Techno-Szene der späten 1990er und frühen 2000er Jahre als Inbegriff jugendkultureller Individualisierungsprozesse	148
7.1.	Die Vorgeschichte der Massenbewegung Techno	149
7.2.	Techno als heterogenes Phänomen	151
7.3.	Der technoide Mainstream als Massenbewegung	153
7.4.	Der technoide Underground als Gegenbewegung	159
7.4.1.	Club Cultures als Vorgängerkonzept und Zwischenkategorie	160
7.4.2.	Die Kosmonauten als Beispiel sezessionistischer Szeneentwicklungen	169
8.	Die heutige Techno-Szene zwischen Stagnation und Regression	181
8.1.	Techno im Wandel der Zeit	181
8.2.1.	Die sozialstrukturelle Dimension des Wandels – das Comeback der Subkultur	184
8.2.2.	Die symbolische Dimension des Wandels – die zunehmende Differenzierung zwischen Techno-Underground und EDM-Mainstream	191
8.2.3.	Die substanzspezifische Dimension des Wandels – von einer Droge indifferenter Gemeinschaftlichkeit zu einer Droge solipsistischer Ich-Bezogenheit	196

8.2.	Eine Betrachtung der aktuellen Techno-Szene anhand Bourdieus Theorie der Praxis	202
8.3.	Distinktion in der ästhetischen Subkultur Techno	215
8.3.1.	Die stilistische Dimension der Distinktion – Underground vs. Mainstream	217
8.3.2.	Die sozialräumliche Dimension der Distinktion – Szenekern vs. Szeneperipherie	219
8.3.3.	Szenekapitalien als substantielle Grundlagen der Distinktion	221
8.3.4.	Drogale Distinktion als eigenständige Dimension symbolischer Abgrenzung	222
9.	Methodische Aspekte des Untersuchungszusammenhangs	227
9.1.	Das empirische Erhebungsinstrument	230
9.2.	Das Problem der Repräsentativität	232
9.3.	Das Survey-Design	234
9.4.	Das theoretische Modell	236
9.5.	Das Verfahren der Strukturgleichungsmodellierung	237
9.5.1.	Der Aufbau von Strukturgleichungsmodellen	239
9.5.2.	Strukturmodell und Messmodell	240
9.5.3.	Gleichungssysteme der Kausalanalyse	241
9.5.4.	Arten von Parametern innerhalb des Strukturgleichungsmodells	242
9.5.5.	Grundannahmen und Anwendungsbedingungen der Strukturgleichungsmodellierung	243
9.5.6.	Ablauf der Strukturgleichungsanalyse	246
9.5.7.	Möglichkeiten der Quantifizierung der Modellgüte	249
9.5.8.	Mögliche Veränderungen am Modell	259
10.	Zentrale empirische Ergebnisse der Szene-Studie „Techno & Du“	261
10.1.	Deskriptive Merkmale der Stichprobe aus der lokalen Techno-Szene	261
10.1.1.	Soziodemographie und Sozialstatistik: Alter, höchster Schulabschluss, Ausbildungs- bzw. Beschäftigungssituation und Wohnverhältnisse	262
10.1.2.	Aspekte des Privatlebens: Geschlechtliche und sexuelle Orientierung, Beziehungssituation	267
10.1.3.	Technoides Szeneleben: Feierverhalten, soziale Vernetzung und musikalische Präferenzen	271
10.1.4.	Drogeneinstellungen und Drogenkonsumverhalten: Einstieg, Motive und Polytoxikomanie	290

10.2. Das empirische Modell der Kausalanalyse – die Wirkung von Drogenkompetenz und subkulturellem Kapital auf das Distinktionsbewusstsein	304
10.2.1. Hypothesenformulierung	304
10.2.2. Konzeptualisierung und Operationalisierung	308
10.2.3. Univariate Statistiken und Prüfungen der Testvoraussetzungen	317
10.2.4. Prüfung der Messmodelle	331
10.2.5. Prüfung des vollständigen Strukturgleichungsmodells	372
10.2.6. Gesamtbeurteilung der statistischen Ergebnisse	386
11. Abschlussbetrachtungen und Ausblicke – zentrale Ergebnisse und Ansatzpunkte für weitere Untersuchungen	389
11.1. Rückschlüsse aus der Szene- und Subkulturforschung	389
11.2. Der (wissenschaftliche) Stand der aktuellen Drogendebatte	391
11.3. Konzeptionelle Anleihen aus Bourdieus Theorie der Praxis	393
11.4. Anwendungsbereiche des bourdieu'schen Ansatzes auf Gegen- und Subkulturen	395
11.5. Techno als Szene und Subkultur	397
11.6. Methodik und Empirie	402
11.7. Implikationen für die weitere Forschung	403
11.8. The Final Track: Techno als Musikkultur unter dem Eindruck fortschreitender Digitalisierung	406
Anhang	415
1. Tabellenanhang	415
2. Online-Fragebogen	417
Abkürzungsverzeichnis	447
Tabellenverzeichnis	449
Abbildungsverzeichnis	451
Quellenverzeichnis	453

Danksagung

Allen Personen, die mich während der Erstellung dieser Dissertation beratend, ermutigend und motivierend begleitet haben, möchte ich vielmals für ihre Hilfe danken. Mein Dank gilt in erster Linie:

Prof. Dr. Jens Luedtke, meinem Doktorvater und Inhaber der Professur für Soziologie und empirische Sozialforschung der Universität Augsburg, für seine unerschütterliche Geduld, seinen kritischen Blick und seine immense fachliche Expertise, von der ich profitieren durfte.

Prof. Dr. Werner Schneider, meinem Zweitbetreuer und Inhaber der Professur für Soziologie mit Berücksichtigung der Sozialkunde der Universität Augsburg, für seine Bereitschaft, mich kurzfristig und unkompliziert als Promovenden zu akzeptieren.

Prof. Dr. Max Schmauß, ehemaliger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN), für die psychologischen Sichtweise auf das Thema und die stetige Mahnung zur Selbstreflexion.

Dr. Sibylle Schneider, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Soziologie und empirische Sozialforschung und Bürogefährtin, die stets bereitwillig ihr Erfahrungswissen zum Promotionsprozess mit mir teilte und mir oft die zeitlichen Freiräume ermöglichte, um das Projekt zu Ende zu führen.

Dr. Anna Brake, Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Professur für Soziologie und empirische Sozialforschung, für all die Unterstützung vor und nach meinem Universitätsabschluss.

Dem Lehrforschungsprojekt „Distinktiver Drogenkonsum in Jugendszenen“, für die spannende und ergiebige Zusammenarbeit bei der Erstellung des Fragebogens.

Allen Personen, die mir im Rahmen der empirischen Untersuchung mit kreativem Input zur Seite standen: Christian Ostler für das Design des Werbematerials,

Florens Lang für die Promotion über Social Media, und Ann-Sophie Zimmermann für die inspirierenden Insider-Perspektiven.

Inbesondere möchte ich mich bei meiner Familie bedanken, die immer für den notwendigen privaten Rückhalt gesorgt haben:

Bei meinen Eltern Ingrid und Siegfried Graf Buchheim dafür, dass ich mir sonst nur um wenige Dinge meines Lebens Sorgen machen muss.

Bei meinen Brüdern Andreas und Tristan Graf Buchheim, für die rekreativen Momente, die es auch während einer Promotion braucht.

Und bei meinem Onkel Karl Reinhart für die stetige intellektuelle Herausforderung diesseits und jenseits meiner Doktorarbeit.

Zuletzt danke ich auch allen Freund*innen und Mitstreiter*innen aus dem Augsburger Nachtleben und allen Raverinnen und Ravern für das Interesse und die Teilnahme an der Befragung.

1. Techno, Drogen, Distinktion – die Ankerpunkte dieser Arbeit

Drogenkonsum unter Jugendlichen wurde in der disziplinären Tradition der Soziologie mit unterschiedlichen, meist jedoch negativen Prädikaten belegt: Dazu zählen u. a. die Bezeichnungen als Risikoverhalten, als Problemverhalten oder als abweichendes Verhalten. Dass adoleszenter Drogenkonsum ein sinnlogisches Handlungsmuster unter bestimmten sozialen Umständen, beispielsweise innerhalb kultureller Kontexte, darstellt, wurde über lange Zeit hinweg nur randständig behandelt. Selbst Studien, die Drogenkonsum als sozial eingebettet in subkulturelle oder szenische Umwelten verstehen, betrachten diesen überwiegend als sekundäres Merkmal und kaum als eigenständige Variable zur Erklärung der dort etablierten Handlungsstrukturen. Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, Drogenkonsum in seiner Eigenlogik als paradigmatisches Verhalten für subkulturelle und szenische Lebensvollzüge zu fassen, als Pars pro Toto statt als bloße Allegorie teilkultureller Alltagswirklichkeiten. Es geht um die Vorstellung, dass Drogenkonsum jugendkulturelle Werte, Normen und Ideale nicht nur symbolisch repräsentiert, sondern überformt, und dass es somit – gewissermaßen drogeninduzierte – Narrative gibt, die den dortigen Lebensalltag maßgeblich und eigenständig prägen. Als (empirisches) Beispiel hierfür fungiert die zeitgenössische Techno-Szene, aus einer Mehrzahl an Gründen: Pragmatisch gesehen ist sie, aufgrund ihrer Aktualität und ihrer personellen Ausdehnung, ein Untersuchungsgegenstand, der in notwendigem Umfang Daten liefern kann. Aus methodischer Sicht ist sie ein soziales Feld, das für externe Forschende in dem Maße offen und zugänglich ist, dass sich Beobachtungen anstellen lassen. Und aus soziologischer Sicht ist sie ein Phänomen, in dem sich zahlreiche makrostrukturelle Entwicklungsprozesse der vergangenen Jahre mikrokosmisch widerspiegeln, z. B. gesellschaftliche Entstrukturierung, Globalisierung und Individualisierung. Gerade der letztere Aspekt, der nach Meinung einiger Sozialwissenschaftler*innen in Techno seinen archetypischen Inbegriff findet, zeigt sich an charakteristischen, techno-spezifischen Gewohnheiten: Im Tanzen ohne Partner*in, in der hedonistischen Ideologiefreiheit, die sich der Idee kollektiver Identitäten größtenteils verwehrt, und im Konsum von Drogen wie MDMA oder Ketamin, deren Wirkung man als selbstreferentiell bezeichnen kann. Allerdings muss man sich gleichermaßen die Frage stellen, inwiefern diese idealtypischen Beschreibungskriterien jugendkultureller Vergemeinschaftung, die überwiegend zwanzig Jahre

und älter datieren, mittlerweile noch als axiomatische Vorannahmen gelten können.

Aber auch auf genereller, gesellschaftlicher Gesamt- wie szenischer Me-soebene, gilt es zu evaluieren, inwiefern lange gültige, soziologische Erwartungs-sicherheiten so noch gegeben sind. Spricht man nämlich von Techno als Szene, so muss in Rechnung gestellt werden, dass beide Begrifflichkeiten in den vergan-genen zwei Jahrzehnten einem erheblichen Wandel unterlegen sind: Nicht mehr alles, was elektronisch produziert, im 4/4-Takt arrangiert und für die Tanzfläche konzipiert ist, kann noch als Techno bezeichnet werden. Auch ist nicht mehr al-les, was als freizeitzentrierte jugendliche Vergesellschaftungsform verstanden werden kann, (noch) unter dem Szene-Begriff zu fassen. Neben diesen beiden, für die nachfolgende Arbeit zentralen Aspekten, gibt es, wie bereits erwähnt, eine wei-tere Kategorie, deren Trennschärfe geklärt werden muss: Das ist der Konsum von Drogen, eine soziale Praxis, zu der fast jede jugendliche Teilkultur einen Diskurs etabliert hat, der wiederum zu ihrem Selbstverständnis (wie auch ihrer Fremdwahrnehmung) beigetragen hat. Das trifft im Besonderen auf Techno zu, und die Frage, ob Ecstasy, dessen Konsum den Raver*innen wie ein Etikett, bis-weilen aber auch wie ein Stigma anhaftet, als voraussetzungshaft für das Entsten-then der Bewegung gelten darf, oder ob diese Substanz ohne den Techno über-haupt eine vergleichbare Verbreitung gefunden hätte. Welches der beiden Phä-nomene nun als Bedingung des anderen gelten muss, kann zu diesem Zeitpunkt nicht geklärt werden. Es ist letztlich auch irrelevant für den Umstand, dass gerade der selbstbewusste und – wenigstens im Kollektiv – nach außen kommunizierte Gebrauch illegaler Stoffe eine nicht zu übersehende Grenzlinie um die Techno-Community herum zieht: Diese verläuft gegenüber dem Rest der Gesellschaft ei-nerseits und gegenüber denjenigen andererseits, für die Techno nicht Kultur, sondern eben nur Musik und damit nur Nebenbeschäftigung ist, ein Mosaikstein dessen, was Hitzler als „Bastel-Identität“ (Hitzler 2003, 46) bezeichnet.

1.1. Die Forschungsfrage in theoretischer und empirischer Hinsicht

Für die Raver*innen, so lautet die Grundüberlegung dieser Arbeit, bedeutet Techno Hingabe und das Bekenntnis dazu, anders zu sein. In dieser Abgrenzung, sowohl nach außen wie auch nach innen, manifestiert sich der Mechanismus der Distinktion, den Bourdieu in seinen kultursoziologischen Studien, vor allem zu den symbolischen Handlungspraktiken klassengebundener Milieus, realisiert sieht (vgl. Bourdieu 1982). Bevor im weiteren Verlauf dieses Konzept genauer elaboriert wird, sind zwei Vorbemerkungen notwendig, um etwaige Missver-ständnisse zu vermeiden: Bourdieu folgend, soll nicht davon ausgegangen

werden, dass distinktive Handlungen vollständig bewusst und in ihrer exkludierenden Wirkung auch so intendiert sind. Dem Habitus – als generatives Erzeugungsprinzip gesellschaftlicher Praxisformen – zugeordnet, operiert Distinktion jenseits der permanenten und intentionalen Reflexion der sozialen Akteur*innen. Gerade darin liegt auch eine Problematik seiner Messung mit standardisierten Erhebungsinstrumenten, ein Sachverhalt, der aufgrund des hier gewählten Designs noch zur Sprache kommen wird. Des Weiteren kann die Techno-Anhängerschaft nicht als herkunftsspezifische Ausformung einer latenten Klassenstruktur verstanden werden. Dazu ist ihre Gemengelage zu heterogen, betrachtet man sich allein die Distribution der drei Kapitalarten: Ökonomische Mittel sind ungleich verteilt, ebenso manifeste und immaterielle Bildungsressourcen, und auch das Sozialkapital, in Form von Beziehungen und Bindungen, variiert erheblich unter den Szeneangehörigen. Eine weitere Einschränkung ist im Hinblick auf die Behandlung, die Drogenkonsum auf den kommenden Seiten erfahren wird, nötig: Während pharmakologische Komponenten, in erster Linie der spezifische Wirkungscharakter (der bei Methamphetamin wie Kokain oder Crystal Meth ein ganz anderer ist als bei Psychodelika wie LSD oder Meskalin) ebenso wenig infrage gestellt werden wie das klinische Suchtpotential vor allem von Opiaten (und hier in erster Linie Heroin), liegt der Fokus der Diskussion, die angestoßen werden soll, in erster Linie auf Drogeneinnahme als soziale Handlung. Diese Sichtweise, die erstmals von Becker (vgl. Becker 1973) und später erneut von Zinberg (vgl. Zinberg 1983, 1984) eingebracht wurde, hat in der allgemeinen Drogendebatte noch immer eine randständige, fast marginalisierte Position inne, was manche Autor*innen dazu veranlasst, in diesem Zusammenhang – und mit ironischem Verweis auf das etablierte Suchtparadigma – vom „Drogenelend“ (vgl. Quensel 1982) zu sprechen. Aus der Zusammenführung dieser einzelnen Stränge (Techno als jugendliche Vergemeinschaftungsform, Distinktion als Logik symbolischer Lebenspraxis und Drogenkonsum als soziale Handlung) ergibt sich die Forschungsfrage, die Gegenstand dieser Arbeit ist: Wie funktioniert distinktives Verhalten innerhalb von Jugendkulturen, genauer gesagt innerhalb der Techno-Szene, mit besonderem (aber nicht ausschließlichen) Augenmerk auf Drogenkonsum?

1.2. Aufbau der Arbeit

Im Folgenden soll nicht nur eine inhaltliche Zusammenfassung des vorliegenden Projekts erfolgen, sondern auch ein kurzer Verweis auf die Funktion der einzelnen Kapitel hinsichtlich der Gesamtkonzeption der Arbeit. Hinter der thematischen Auswahl der jeweiligen Teilabschnitte steht die Intention, zu veranschaulichen, dass Drogenkonsum und Distinktion strukturelle Merkmale von (nicht

allen, aber zumindest vielen) Jugendkulturen seit der Nachkriegszeit sind, seitdem es also zu einer Liberalisierung und Entstandardisierung hinsichtlich etablierter Lebensstile und Lebenspraktiken gekommen ist. Zudem soll gezeigt werden, dass es zumeist die gleichen Faktoren und Randbedingungen sind, die als Motive des illegalen Rauschmittelkonsums bei Adoleszenten fungieren, und dass einzelne jugendkulturelle Varianten zwar unterschiedliche Drogen in unterschiedlichen Settings gebrauchen, in der Regel aber auf ähnliche oder sogar gleiche Objekte der symbolischen Abgrenzung rekurrieren; dies sind häufig die sog. Hauptgesellschaft und das dort herrschende Normensystem (als externer Gegenstand der Distinktion) sowie diejenigen Mitglieder der eigenen Szene bzw. Subkultur, gegenüber denen man sich in der einen oder anderen Weise als überlegen sieht (als interner Gegenstand der Distinktion). Über Drogenkonsum, genauer gesagt über dessen Ritualisierung, Stilisierung und Fetischisierung werden, zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten und unter unterschiedlichen jugendkulturellen Rahmenbedingungen, Authentizitätsdiskurse ausgetragen, die auf habituellen Komponenten des richtigen, i. e. authentischen Umgangs mit berauschenden Substanzen beruhen. In dieser Formulierung manifestiert sich nicht nur die Grundüberlegung, auf der diese Arbeit basiert, sondern auch deren zentrale Hypothese, die anhand statistisch-empirischer Daten evaluiert werden soll.

Kapitel 2: Das Konzept der Subkultur

Inhalt des Kapitels: Das Subkultur-Theorem, wie es in den 1960er und 1970er Jahren von den in ihrer Forschungstradition neomarxistisch geprägten Sozialwissenschaftler*innen des britischen Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) entworfen wurde, kann als erster Versuch verstanden werden, Jugendkulturen in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext einzuordnen, sowie deren symbolisches Sinnuniversum anhand ihrer Beziehungen zu anderen sozialen Gruppen zu erklären – ohne damit den (ethnologisch relevanten) Aspekt der systemischen Eigenlogik dieser kulturellen Teilsegmente zu vernachlässigen. Trotz allem bleibt die Stellung dieser Subkulturen, die sich größtenteils innerhalb der britischen Arbeiterklasse herausgebildet haben, immer an die Sozialstruktur und die auf diese Weise kollektiv geschaffenen Erfahrungsräume gebunden – ein Sachverhalt, der das Konzept, vor allem angesichts der sozialen Wandlungsprozesse der vergangenen Jahrzehnte, nur bedingt anwendbar macht auf heutige jugendkulturelle Formationen.

Funktion des Kapitels: Zum einen stellt das Subkultur-Konzept nicht nur einen wichtigen Schritt im Entwicklungsprozess hin zum heutigen Szene-Theorem dar, seine zentralen theoretischen Implikationen sind zum anderen auch für die aktuelle Jugend- und Teilkulturforschung noch relevant. So eignen sich einige Residualkategorien dieses Ansatzes immer noch zur Analyse spezifischer Kultur-

phänomene, die in ihrer Struktur nach wie vor subkulturelle Merkmale enthalten. Außerdem dient der Begriff der Subkultur, nicht in wissenschaftlicher, sondern in alltagspraktischer Deutung nach wie vor als (heuristischer) Bezugspunkt im Selbstverständnis mancher Gruppen, darunter auch gewissen Teilen des zeitgenössischen Techno-Undergrounds.

Kapitel 3: Jugendliche Szenen

Inhalt: Um den eben genannten sozialen Umstrukturierungen auf gesellschaftlicher Ebene auch jugendsoziologisch Rechnung zu tragen, hat sich mit dem Szene-Ansatz ein Konzept entwickelt, das die Vergemeinschaftungsprozesse einer individualisierten Generation in ihren neuartigen und veränderten Formen erklären will. Gerade die neuen Unverbindlichkeiten und Entscheidungsfreiheiten, welche die adoleszente Lebensgestaltung in der sog. zweiten Moderne kennzeichnen, sind zentrale Merkmale des Phänomens Szene, dessen Validität jedoch in den vergangenen Jahren teilweise infrage gestellt worden ist. Hinter den kritischen Auseinandersetzungen, die vor allem in Kapitel VIII eingehender diskutiert werden, steht die Überlegung, dass eine Rückkehr der Sozialstruktur als lebensstilistische Stratifizierungsgröße auch in den Vergemeinschaftungspraktiken Heranwachsender zunehmend beobachtet werden kann.

Funktion: Der Szene-Ansatz ist heutzutage die Erklärungsgröße, die für jugendliche Vergesellungsformen im allgemeinen ebenso wie für die Techno-Community im speziellen innerhalb des soziologischen und ethnologischen Kanons die größte Tragweite besitzt. Die Szene bleibt auch insofern der konzeptionelle Bezugspunkt dieser Arbeit, als die Techno-Community prinzipiell als solche perzipiert wird, und als ihre zwischenzeitlichen Veränderungen (in erster Linie eine Art der Re-Subkulturalisierung) mit den zentralen Grundannahmen des Szene-Theorems kontrastiert werden. So soll gezeigt werden, was am aktuellen Techno-Underground, der im Fokus der Betrachtungen steht, noch als szenisch verstanden werden kann, und was als subkulturell interpretiert werden muss.

Kapitel 4: Drogenkonsum aus soziologischer Perspektive

Inhalt: Das Thema Drogenkonsum ist Gegenstand unterschiedlichster wissenschaftlicher Disziplinen, wobei die Soziologie mit am wenigsten Einfluss bei der Mitgestaltung des öffentlichen Meinungsbildes über illegalen Substanzgebrauch besitzt. Den allgemeinen Diskurs dominieren nach wie vor die Beiträge aus Medizin, Psychologie und Pädagogik, die Drogenkonsum – mit einigen, wenigen Ausnahmen – eher mit einem Sucht- und Abhängigkeitsnarrativ in Verbindung bringen. Diese Argumentationslinie soll, ohne sie zwingend zu verwerfen, in ihren Kernelementen dargestellt werden, und anschließend mit denjenigen,

überwiegend sozial- und humanwissenschaftlichen Überlegungen konfrontiert werden, die den zwingenden Problemcharakter, mit dem vor allem ein verstetigter Drogenkonsum in Zusammenhang gebracht wird, in Zweifel ziehen.

Funktion: Das Kapitel dient nicht nur der Darstellung von Drogenkonsum aus soziologischer Sicht, sondern soll auch argumentieren, warum Drogenkonsum hier nicht in erster Linie als riskantes, weil illegales, gesundheitsgefährdendes oder kostspieliges Verhalten, sondern als sinnvolle, weil gruppenkonforme und sozial eingebettete Handlungspraktik verstanden werden muss. Im Besonderen soll es darum gehen, darzulegen, inwiefern der hedonistische Drogenkonsum der Techno-Szene, auch „Recreational Drug Use“ genannt, dazu geeignet ist, die gesellschaftliche Debatte über illegale Rauschmittel zu normalisieren, indem gerade Phänomene des kontrollierten Substanzgebrauchs nicht traditionell ausgeblendet werden. Denn speziell innerhalb der Rave-Community ist Drogenkonsum meist auf bestimmte Lebensbereiche beschränkt und in die szenetypische Sequentialisierung des Lebensvollzugs integriert; außerdem lässt sich beobachten, dass unter den Technoiden bzw. Raver*innen (wie die heutige Bezeichnung lautet) Substanzgebrauch eher einen Indikator für szenische Inklusion als für szenische Exklusion darstellt.

Kapitel 5: Distinktion als Strukturprinzip zeitgenössischer Klassengesellschaften

Inhalt: Die Kategorie der Distinktion stellt ein zentrales Element von Bourdieus Theorie sozialer Praxis dar, und ist nur insofern begreiflich, als man sie im Rahmen dieser Theorie versteht. Daher ist Bourdieus gesamtgesellschaftlich ausgerichteter Erklärungsentwurf, zumindest in seinen basalen Kategorien, Gegenstand des fünften Kapitels. Es geht sowohl darum, seinen Klassenbegriff, den er in Abgrenzung zum orthodoxen Ansatz von Marx entwickelt, zu eruieren, als auch die Konzepte von sozialem Feld, Habitus, Distinktion sowie die drei Kapitalarten (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital) im theoretischen Kontext des sozialen Raums, den er als Visualisierung einer materiell wie symbolisch stratifizierten, postindustriellen Gesellschaft entwirft, zu betrachten. Entscheidend ist dabei, inwieweit diese Aspekte dazu beitragen, soziale Ungleichheit auf sozioökonomischer Basis in ein vertikal hierarchisiertes System ästhetisch-stilistischer Lebensäußerungen zu übertragen, wobei der Geschmack eine Übersetzungswirkung besitzt.

Funktion: Will man die Wirkung distinktiver Logiken in jugendlichen Szenen untersuchen, muss nicht nur vorausgesetzt werden, dass solche Distinktionen dort überhaupt auftreten, sondern auch, dass eine gültige, nominelle wie operationale Definition dieser Kategorie erfolgt. Letzteres ist nur möglich, wenn man

Distinktion nicht als begriffliche Heuristik verwendet, sondern den expliziten Rekurs auf ihren wissenschaftlichen Ursprung vollzieht. Dazu reicht es gerade nicht aus, einen Terminus losgelöst von seiner makrotheoretischen Umgebung zu verwenden, sondern in der Mechanik zu begreifen, die er aufgrund seiner konzeptionellen Einbettung entfaltet. Dementsprechend liegt diesem Kapitel auch der Versuch zugrunde, die Anwendung der bourdieuschen Theorie der Praxis auf jugendkulturelle Phänomene, konkret auf die zeitgenössische Techno-Szene, vorzubereiten (siehe auch Kapitel VIII).

Kapitel 6: Drogenkonsum und Distinktion in historischen Jugend- und Musikkulturen

Inhalt: Jugendkulturelle Erfahrungsräume und distinktives Handeln sind – geschichtlich betrachtet – zwei Phänomene, die signifikant miteinander interagieren. Adoleszente Teilkulturen, angefangen bei den abweichenden Jugendbanden der amerikanischen Großstädte, rekurrieren vielfach und maßgeblich auf die Thematik symbolischer Abgrenzung, wobei Drogenkonsum ein häufiges Stilmittel solcher Praxisformen darstellt. An konkreten Fallbeispielen kann gezeigt werden, dass diese Diskursstrategie von zahlreichen Sub- und Gegenkulturen der Vergangenheit verfolgt wurde, wobei vor allem zwei Leitlinien solcher Verhaltensweisen deutlich werden: Die subkulturelle (i. e. unterschichtkulturelle) Aufwertung des gruppeneigenen Lebensstils im Sinne einer imaginären Lösung klassenspezifischer Problemlagen sowie die gegenkulturelle (i. e. mittelschichtkulturelle) Ästhetisierung ursprünglich profaner oder primär zweckorientierter Handlungen durch die Akzentuierung der rituellen Komponenten von Konsumpraktiken.

Funktion: Distinktiver Drogengebrauch ist auch in heutigen Szenen kein ahistorisches Phänomen, sondern verweist, wenngleich implizit, auf eine jugendkulturelle Tradition, die sich unter vergleichbaren Rahmenbedingungen immer wieder beobachten lässt. In Kapitel VI sollen diese Gemeinsamkeiten herausgestrichen werden, ebenso muss aber auf Unterschiede hingewiesen werden, die sich besonders aus den jeweiligen gesellschaftspolitischen und sozialstrukturellen Kontextbedingungen ergeben.

Kapitel 7: Die Techno-Szene der späten 1990er und frühen 2000er Jahre

Inhalt: Ein Großteil der Erklärungsmodelle, die bis dato für das Phänomen Techno von soziologischer Seite entwickelt worden sind, basieren empirisch auf der Gemeinschaft, wie sie in den späten 1990er und frühen 2000er Jahren, vor allem auf den großen Festivals und Mega-Raves innerhalb Deutschlands, zu

beobachten war. Der Szene-Ansatz von Bucher, Hitzler und Niederbacher (vgl. Bucher et al. 2001) beispielsweise bezieht sich paradigmatisch auf die Techno-Szene um die Jahrtausendwende. Auch wenn mittlerweile, sowohl in der techno-iden Lebenspraxis als auch in ihrer soziologischen Bewertung, tiefgreifende Veränderungen stattgefunden haben, so ist die Szene Techno, zumindest im allgemeinen sprachlichen Alltagsgebrauch, immer noch der dominierende Referenzpunkt. Kapitel VII beschäftigt sich einerseits damit, welche Merkmale prototypisch für die damalige Techno-Szene waren, bringt aber auch zur Sprache, inwiefern einige Beobachtungen, wie sie von Wissenschaftlerseite angestellt wurden, selektiv bzw. ungenau ausfielen, da signifikante Teile der Bewegung, konkret ihre subkulturelleren Ausprägungen, aus dem Untersuchungszusammenhang ausgeblendet wurden. Als konzeptionelle Gegenentwürfe werden zwei Studien vorgestellt, die Techno vor allem in seiner Eigenschaft als Underground-Phänomen in den Blick nehmen und die implizit, aber dennoch deutlich aufzeigen, dass die Schilderung von Zugänglichkeit und Offenheit der Techno-Szene nur auf ihre massenkulturellen Teile tatsächlich zutraf.

Funktion: Das Kapitel soll zeigen, dass die Idee einer Subkultur Techno keine neuzeitliche Entwicklung darstellt, sondern dass ein Techno-Underground seit Beginn des elektronischen Hypes in Europa existiert. Dieser Techno-Underground war und ist ungleich weniger inklusiv und liberal, als man es von der mainstream-affinen Techno-Szene Deutschlands um das Jahr 2000 behaupten kann, und beruht in seinen Abläufen wesentlich auf dem Moment der stilistischen Distinktion, bei der – hauptsächlich mittels symbolischer Inszenierungen – (sub-)kulturelle Auf- und Abwertungen vollzogen werden.

Kapitel 8: Die heutige Techno-Szene zwischen Stagnation und Regression

Inhalt: Sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur aktuellen Techno-Szene sind, vor allem im Vergleich zu ihrer Häufigkeit, mit der sie vor gut zwanzig Jahren auftraten, seltener anzutreffen. Das liegt nicht nur daran, dass die Techno-Bewegung, rein numerisch, eine geringere Breitenwirkung entfaltet als damals, sondern ist auch dadurch zu begründen, dass vieles, was Techno seinerzeit neu, anders und damit interessant gemacht hat, sowohl für die mediale wie auch für die sozialwissenschaftliche Berichterstattung, mittlerweile seinen revolutionären Charakter verloren hat. Techno, inkl. des Konsummodells des „Recreational Drug Use“, hat sich im kulturellen Geschehen etabliert und ist, selbst in seinen heterodoxen Erscheinungsformen, zu einem gewohnten Anblick geworden. Durch den Verlust dieses kollektiven Fokus konnte Techno, zumindest Teile davon, wieder zu den subkulturellen Ursprüngen seiner Anfangsphase zurückkehren. Darüber hinaus haben sich gewisse ästhetische Deutungshoheiten seitens

dieses autonomen Pols des Techno-Undergrounds entwickelt, was die Definition eines legitimen Szenegeschmacks angeht. Dennoch gibt es nach wie vor einen – vor allem kommerziell – bedeutsamen elektronischen Mainstream als heteronomen Pol; Kapitel VIII kontrastiert die Fraktionen von Overground und Underground in struktureller, stilistischer und ideologisch-wertebasierter Hinsicht.

Funktion: Kapitel VIII ist primär einer Bestandsaufnahme des Phänomens Techno in seiner zeitgenössischen Erscheinungsform gewidmet. In zweiter Hinsicht dient dieses Kapitel dazu, die Relevanz des technoiden Underground, also der antikommerziellen Teilszene, für die Strukturmomente von Habitus, Geschmack und Distinktion darzustellen, die so in der Rave-Massenkultur kaum oder nur schwach ausgeprägt sind. Dazu wird der Versuch unternommen, Techno nicht nur als Szene bzw. Subkultur, sondern in seiner Gesamtheit auch als soziales Kräftefeld zu konzipieren, in dem es eine Doxa (als immanentes Regelwerk), eine dominante Ästhetik und ein feldspezifisches, symbolisches (auch: subkulturelles) Kapital gibt. Außerdem wird dargestellt, inwiefern vertikale Ausdifferenzierungen durch symbolische Abgrenzungen vollzogen werden, in welcher Art und Weise also distinktive Werturteile anhand legitimer und illegitimer Einstellungen, Handlungen und Objekte gefällt werden. Letztlich ist Kapitel VIII der Versuch, die konzeptionelle Grundlage der Arbeit, die bourdieusche Theorie der Praxis, auf den empirischen Untersuchungsgegenstand der ästhetischen Subkultur Techno zu beziehen, und damit das Fundament zu legen für die forschungsleitenden Hypothesen, die der empirischen Erhebung innerhalb der örtlichen elektronischen Subszene zugrunde liegen.

Kapitel 9: Methodische Aspekte des Untersuchungszusammenhangs

Inhalt: Kapitel IX befasst sich mit den fundamentalen methodischen Überlegungen dieser Arbeit. Dazu zählt nicht nur der Teilbereich der Datenerhebung inkl. der Darstellung von Operationalisierung und Instrumentenkonstruktion, sondern auch die statistische Verwertung der Ergebnisse durch quantitative Datenanalyse. Der Fokus liegt dabei auf dem Verfahren der Kausalanalyse, mit der eine Modellierung mehrstufiger, linearer Effekte auf Konstruktebene möglich ist.

Funktion: Das Kapitel dient in erster Linie einer argumentativen Rechtfertigung, warum der Forschungsprozess so bestritten wurde, wobei auftretende Probleme und die Umgangsweise mit selbigen dargestellt werden. Außerdem wird ein grundlegender Einblick in die Funktionslogik von Strukturgleichungsmodellen gegeben, die innerhalb der empirischen Soziologie nach wie vor wenig verbreitet sind.

Kapitel 10: Zentrale empirische Ergebnisse

Inhalt: Neben den Resultaten der Strukturgleichungsmodellierung wird auch eine Beschreibung der erzielten Stichprobe anhand relevanter, univariater Statistiken angeboten. Konkret geht es dabei um soziodemographische Daten, aber auch den individuellen Lebensvollzug im technoiden Szenegeschehen vor Ort.

Funktion: Hauptzweck des zehnten Kapitels ist die Operationalisierung der zentralen Kategorien dieser Arbeit, die Formulierung konditionaler Hypothesen und der Testung mit den Mitteln der Kausalanalyse. Auf diese Weise soll der Bezug zwischen Theorie und Empirie abschließend vollzogen und eine qualitative Bewertung der basalen Forschungsannahmen ermöglicht werden. Abschließend kommt es zu einer Evaluation der Gesamtanalyse und einer kritischen Reflexion des vorangegangenen Erhebungszusammenhangs.

Kapitel 11: Abschlussbetrachtungen und Ausblicke

Inhalt: Während diese Arbeit den Blick hauptsächlich auf die Vergangenheit und Gegenwart spezifischer jugendkultureller Handlungsformen richtet, soll im Rahmen des Schlusskapitels eine Bewertung potentieller zukünftiger Entwicklungen der Techno-Szene unternommen werden.

Funktion: Subkulturen und Szenen sind maßgeblich vom Digitalisierungsprozess betroffen, wobei die Möglichkeiten virtueller Kommunikation und Interaktion zumeist bereitwilligt genutzt und gewinnbringend eingesetzt werden; das Internet dient ihnen in der Regel als weitere Option interner Vernetzung. Wird selbiges aber zur einzigen Plattform des gegenseitigen Austauschs, z. B. weil ein Miteinander im analogen Raum (vorübergehend) nicht mehr möglich ist, führt das zu deutlichen Einschnitten in den typischen Lebensvollzügen solcher Communities, die – wie der Techno-Underground z. B. – als erlebnisorientiert und räumlich gebunden bezeichnet werden können.

2. Das Konzept der Subkultur als erster Versuch einer Theoretisierung jugendfreizeitlicher Vergemeinschaftung

Die Hochphase des Ausdrucks Szene ging einher mit der Konjunktur der Individualisierungsthese und lässt sich ungefähr auf den Zeitraum der späten 1990er und frühen 2000er Jahre datieren. Dies gilt zumindest für die Konzeption von Szene als Beschreibung zeitgenössischer jugendlicher Vergemeinschaftungen. In einem breiter angelegten Verständnishorizont, in dem Szene lebensweltliche, mehr oder minder strukturierte und stabile Zusammenkünfte zum Zwecke der Freizeitgestaltung und Zerstreuung meint, wurde der Terminus bereits zu Beginn der 1990er Jahre von Schulze in der Soziologie etabliert (vgl. Schulze 2005). Die Begriffsgeschichte dagegen ist noch älter und der Szene-Begriff fand vor allem im Kontext der Cultural Studies immer wieder Verwendung, allerdings nicht als klar umrissene, sozialstrukturanalytische Kategorie, sondern eher als unklar definierte Heuristik – z. B. in Beckers Studien zur Jazzmusiker-Szene (vgl. Becker 1973). Als analytische Kategorie der Erforschung jugendlicher Lebensformen wurde die Szene von Bucher, Hitzler und Niederbacher (vgl. Bucher et al. 2001) eingeführt, auch wenn man davon sprechen kann, dass ein derartiges Konzept schon früher – wenn auch implizit – bei unterschiedlichen Autoren Verwendung fand. Wie Hoffmann (vgl. Hoffmann 2016, 40 ff.) nachzeichnet, gab es bereits ab den frühen 1990er Jahren einen Übergangsprozess, während dem sich eine allmähliche Abkehr vom traditionellen, an soziale Ungleichheitsstrukturen rückgebundenen Subkulturbegriff herauskristallisierte (vgl. Hoffmann 2016, 67). Obwohl noch kein kompletter Paradigmenwechsel zu verzeichnen war, etablierte sich, wenn auch nur kurzfristig, mit dem Jugendkultur-Konzept eine Art Hybridmodell, das bis in die nähere Vergangenheit sporadische Anwendung fand (vgl. Hugger 2009, Farin 2011), mitunter auch als Synonym für den Szene-Begriff (vgl. Ferchhoff 2007, 185 ff.). Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, dass mit dem Ausdruck Jugendkultur bereits damals ähnliche Phänomene beschrieben wurden, anhand derer später die Kategorie der Szene entwickelt wurde; beide Modelle stellen den Versuch dar, „der Pluralisierung und Flüchtigkeit jugendlicher Ausdrucksmuster mehr zu entsprechen“ (Hoffmann 2016, 41). Gleichzeitig markieren sie den Schritt weg von den neomarxistisch und sozialemanzipato-

risch geprägten Ansätzen der britischen Jugendforschung. Der englischsprachige Ansatz des CCCS und das deutschsprachige Szene-Konzept lassen sich jeweils den Makrotheorien des klassenkulturellen Paradigmas (= Subkulturen der Arbeiterklasse) und des individualisierungstheoretischen Paradigmas (= Jugendkulturen und Jugendszenen der zweiten Moderne) zuordnen (vgl. Hoffmann 2011, 167). Kühn spricht in diesem Kontext auch von „Subkultur-Theorien [...] und [...] Post-Subkultur-Theorien“ (Kühn 2013, 167).

2.1. Dominante und dominierte Kulturen innerhalb postindustrieller Gesellschaften

Die Grundthese des CCCS-Ansatzes besteht in der Annahme, dass „[i]n Gesellschaften, die auf komplexe Weise verästelt sind, [...] immer mehrere Kulturen“ (Brake 1981, 16) existieren. Gleichzeitig wird hypostasiert, dass es sich bei diesen einzelnen Kulturen um Klassenkulturen handle, wobei diese vergleichsweise „großen kulturellen Konfigurationen“ (ebenda) wiederum Subkulturen als Untereinheiten ausprägen. In dieser Konstellation beinhalten die Subkulturen zwar einerseits Elemente der sie umfassenden Klassenkulturen, die auch als Stammkulturen bezeichnet werden, versuchen jedoch gleichzeitig, sich von ihnen abzuheben. Der Grund dafür ist das Bestreben der Jugendlichen, eine Absatzbewegung von den symbolischen Existenzformen ihrer Elterngeneration zu vollziehen. Clarke et al. bieten dazu eine Definition von Kultur an, die sich als „besondere und distinkte Lebensweise“ (Clarke et al. 1979, 41) einer Gruppe oder Klasse zeigt, wobei diese Lebensweise „die Bedeutungen, Werte und Ideen, wie sie in den Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, im Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind“ (ebenda), beinhaltet. In diesem Zusammenhang wird auch der Ausdruck „Landkarten der Bedeutung“ (ebenda) geprägt, welche als Wegweiser durch die Symbolwelt der sozialen Wirklichkeit einer Kultur dienen, und welche die Gegenstände dieser Symbolwelt für ihre Mitglieder erst verstehbar machen. Den größten Einfluss auf die symbolischen Definitionen der gemeinsamen sozialen Welt haben hier jene Landkarten der Bedeutungen, in denen die Lebenswelten der Gruppen zum Ausdruck kommen, die im gesellschaftlichen Positionskampf die Ressourcen haben, um eine dominante Stellung einzunehmen, m. a. W. die Angehörigen der herrschenden Klasse. Ihre Sinndeutungen und Bedeutungsaufladungen „erzeugen die stärkste Legitimität“ (Clarke et al. 1979, 42), und die soziale Wirklichkeit tritt den übrigen Akteur*innen somit als eine durch diejenigen Begriffe und Strukturen geordnete entgegen, die mit den Machtinteressen der dominierenden Gruppen homolog sind. Neben den kulturellen Konfigurationen der hegemonialen Fraktionen können sich trotz allem subordinierte

Strukturen etablieren, die nicht Ausdruck herrschender Gedanken sind, sondern die mit diesen in Konkurrenz treten, indem sie eine Variante des kulturellen Klassenkampfes führen (vgl. Clarke et al. 1979, 81 ff.). Dieses Modell verabschiedet sich notwendigerweise von einem klassischen, d. h. an Nationalitäten gebundenen, homogenen Kulturbegriff, den Brake als ahistorisch und idealistisch bezeichnet (vgl. Brake 1981, 15).

An deren Stelle tritt die Vorstellung von multiplen Daseinsformen, bei denen „[j]edes komplexe Gesellschaftssystem aus verschiedenen, divergierenden Kulturen und einer Reihe von Untergruppen und Subkulturen [besteht], wobei diese sich mit ihren Verhaltensnormen, ihren Wertmaßstäben und ihrem Lebensstil gegenüber der dominanten Kultur der herrschenden Klasse behaupten müssen“ (Brake 1981, 15). Kulturen stehen somit stets „in Herrschafts- und Unterordnungsbeziehungen zueinander“ (Clarke et al. 1979, 44), während das Konzept der ganzheitlichen Kultur im Verständnis des CCCS ein propagandistisches Instrument des Establishments darstellt, um dem Anspruch, die beherrschten Klassen zu kontrollieren, mehr Legitimität zu verleihen; diese Legitimität der herrschenden Kulturideologie ziehen die Subkulturen traditionell in Zweifel (vgl. Brake 1981, 30). Der subkulturelle Widerstand besteht nicht in erster Linie in einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse, sondern stellt vielmehr einen auf die Freizeit beschränkten, metaphorischen Versuch des Ausbruchs u. a. aus dem Korsett der alltäglichen Erwerbsarbeit dar. Insgesamt lassen sich drei Agenten ausmachen, gegen die sich der symbolische Widerstand der Subkulturen der Arbeiterklasse richtet; diese sind, laut van der Riji, d’Haenens und van Straten: Die herrschende Kultur, die Stammkultur der Eltern (auch: „parent culture“ (Clarke et al. 1976, 14)) und andere jugendliche Subkulturen, vor allem solche, die sich in der Nähe des kulturellen Mainstreams bewegen (vgl. d’Haenens et al. 2003, 3). Zur Beziehung zwischen jugendlichen Arbeiterkulturen und der dominanten Kultur (bzw. deren Vertreter*innen) ist zu ergänzen, dass die Stammkultur, also die Kultur des umfassenden Rahmens der Herkunfts-klasse, als Katalysator des Problemverhältnisses zwischen beiden Gruppen wirkt: Durch die gleiche sozioökonomische Lage der Heranwachsenden und ihrer Eltern sind erstere in der Regel mit den gleichen, generationsspezifisch jedoch leicht variierenden Problemen konfrontiert. Dazu zählen Dinge wie Arbeitsplatzmangel, Perspektivlosigkeit im Beruf, Leben in beengten Wohnräumen und das zunehmende Auseinanderbrechen traditioneller Nachbarschaftsstrukturen durch die Baumaßnahmen in den Vorstädten während der Zwischenkriegszeit.

Auch wenn sie sich selbst als eigenständige Kultur begreifen und im soziologischen Sinne durchaus eine distinkte Kultur darstellen (d. h. dass sie „eine so eigenständige Gestalt und Struktur aufweisen, dass sie von ihrer Stammkultur verschieden identifizierbar sind“ (Clarke et al. 1979., 45 f.) – deren „Mitglieder anders gehen, reden, handeln und aussehen“ (ebenda)), befinden sie sich makrostrukturell dennoch im gleichen sozialisatorischen Kontext wie die Parent

Culture: „[S]ie gehören [...] zu den gleichen Familien, besuchen die gleichen Schulen, arbeiten in den gleichen Jobs, leben in den gleichen verrufenen Straßen wie [...] ihre Eltern. In bestimmten entscheidenden Hinsichten teilen sie die Position (gegenüber der dominanten Kultur), die fundamentalen und prägenden Lebenserfahrungen mit der Stammkultur, aus der sie kommen“ (Clarke et al. 1979, 47). Da Jugendliche aufgrund ihres sozioökonomischen Status kollektive Erfahrungen machen, sind die Subkulturen auch als kollektive Reaktion zu verstehen. Zwar sind Szenen ebenfalls derartige Reaktionen, aber nicht solche, die auf der Basis gemeinsamer Klassenlagen ablaufen, sondern vielmehr solche, die vor dem Hintergrund von sozialen Wandlungsprozessen stattfinden, die wiederum gemeinsame Kontexte klassen- und schichtspezifischen Ursprungs in den Hintergrund treten lassen (zur modernisierungstheoretischen Einbettung des Szene-Konzepts siehe Kapitel III). Es bleibt festzuhalten: Die Klasse bietet einen strukturellen Rahmen und determiniert die Erfahrungen, welche die Jugendlichen – z. B. mit den oben genannten Problemen – machen, auf eine je bestimmte Art und Weise. Dieses Phänomen lässt sich allerdings nicht nur bei den Subkulturen der Arbeiterklasse beobachten, sondern ist auch bei adoleszenten Kulturformen anderer sozioökonomischer Lager festzustellen (z. B. bei den Beats oder Hippies, siehe jeweils Kapitel VI). Der Mechanismus ist jedoch derselbe, sowohl bei den jugendlichen Kulturen des Bürgertums wie bei denen des Proletariats: Die Klasse gruppiert die Heranwachsenden in einer – für die Sozialisation prägenden – Lebensphase „in ein bestimmtes materielles und kulturelles Milieu, in bestimmte Beziehungen und Erfahrungen“ (Clarke et al. 1979, 96) und errichtet einen symbolischen Horizont dessen, wie gesellschaftliche Sachverhalte, im vorliegenden Beispiel sozioökonomische Friktionen, mit Sinn versehen und verstanden werden. Zentrale Agenturen dieser klassenspezifischen Sozialisation sind Familie und Nachbarschaft, zwei Institutionen, die durch die radikalen Veränderungen der Wohnquartiere der Arbeiterschaft im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend an Stellenwert verloren haben; erst dadurch wurde die Notwendigkeit geschaffen, dass Arbeiterjugendliche kollektive Bewältigungsstrategien für ihre alltagsweltlichen Problemlagen suchen, die außerhalb jener tradierten Rahmenbedingungen zu finden sind, die noch für die Elterngeneration zur Verfügung standen.

„[O]berhalb und jenseits“ (Clarke et al. 1979, 97) dieses Fundaments der gemeinsamen Klassenlage existiert ein generationsbedingter Erfahrungsraum der Jugend, der mehr ist als ein bloßer Überbau, da er zwar mit der Klassensituation korrespondiert, aber nicht vollständig von dieser bestimmt wird. Das Konzept eines kollektiven, die sozialen Lager überschreitenden Generationsbewusstseins ist angelegt an Mannheims Strukturprinzip äquivalenter Wirklichkeitswahrnehmungen, die durch die „Gemeinsamkeit des historischen Schicksals“ (Matthes 1985, 367) entstehen. Damit ist nicht gemeint, dass die Jugendlichen andere Strukturen vorfinden als ihre Eltern, zumal beide Generationen von den

gleichen, klassentypischen Problemlagen betroffen sind (z. B. einem Überangebot an gering qualifizierten Arbeitskräften). Entscheidend ist vielmehr, dass die Heranwachsenden an anderen Abschnitten ihres Lebenslaufes mit diesen Herausforderungen konfrontiert werden: Arbeitskräfteüberschuss mag für die Elterngeneration z. B. Kurzarbeit oder Frühverrentung bedeuten, für ihre Kinder hingegen einen Mangel an Ausbildungsstellen, d. h. vermeintlich gleiche Situationen werden, nach Generationenlage variierend, unterschiedlich erfahren. McCron und Murdock kommen in ihrer Auseinandersetzung mit den Begriffen von Generation und Klasse zu dem Ergebnis, dass – innerhalb der britischen Gesellschaft der spätindustriellen Phase – „die Frage der Jugend und ihres Bewusstseins eng verknüpft [war] mit den Problemen von Klassenbewusstsein und Klassenkonflikt“ (McCron/Murdock 1979, 16). Gerade im Vorfeld des Ersten Weltkriegs drückte sich dieses Wechselverhältnis darin aus, dass Vertreter*innen des herrschenden, kapitalistischen Wirtschaftssystems den Sozialismus als ideologischen Hauptgegner im Kampf um die nachkommenden Generationen ausmachten und wiederholt die nationale Einheit der Jugend über Klassenschranken hinweg betonten. Politischen Ausdruck fanden diese Bestrebungen u. a. in der Gründung zahlreicher Jugendverbände wie der Boys Brigade, der Church Lads' Brigade und der Boys' Scouts, deren erklärtes Ziel es war, „die Freizeit der Arbeiterjugendlichen [zu] erfassen und [zu] organisieren“ (McCron/Murdock 1979, 17). Der für das Vereinigte Königreich vorteilhafte Ausgang des Krieges sorgte anschließend dafür, dass das Gespenst des Sozialismus vorerst als gebannt gelten durfte. Die Idee einer Generationseinheit von Jugend, sowohl als politische Kampfformel als auch als soziologisches Modell (wie idealtypisch bei Mannheim anhand der Wandervogelbewegung entworfen), kann aber letztendlich nicht als tragfähig gelten, auch wenn das Konzept von nachfolgenden Soziologen-Generationen immer wieder rezipiert wurde, so dass in der jugendsoziologischen Forschung Klassenkonzepte auch weiterhin von randständiger Bedeutung blieben „und der Hauptstrom der Literatur [...] dem Mythos der Klassenlosigkeit verhaftet [blieb]“ (McCron/Murdock 1979, 24). Die Subkulturforschung kritisiert diesen Umstand und bemüht sich darum, die daraus resultierenden wissenschaftlichen Mängel zu beheben. Sie knüpft dabei implizit an Konzepte an, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhundert innerhalb der amerikanischen Stadtsoziologie entwickelt wurden und der Erklärung abweichenden Verhaltens von Unterschichtjugendlichen dienten.

2.2. Die amerikanische Subkulturforschung als früher Versuch der Untersuchung adoleszenter Gruppenprozesse

Schon in den 1920er Jahren finden, u. a. durch Thrasher und Whyte, in den USA Untersuchungen statt, die später als Ausgangspunkt der Subkulturtheorien innerhalb der Devianzsoziologie bezeichnet werden. Thrashers ethnographische Studie „The Gang“ erscheint 1927, ihr Ziel ist weniger eine ätiologische Erklärung von Delinquenz, wie sie zuvor etwa Durkheim mit seinem Anomie-Ansatz unternommen hatte, als vielmehr ein verstehender Zugang zu sozialen Konstellationen, in denen abweichendes Verhalten praktiziert wird. Ausschlaggebend ist für Thrasher die Sozialstruktur, auch wenn er ihr weniger explizit Platz einräumt als nachfolgende Subkulturtheoretiker: Er argumentiert, dass Jugendliche aus urbanen Unterschichtmilieus, die anderweitig keine Möglichkeiten hätten, Gemeinschaftsbedürfnisse zu erfüllen, die Gangs als Ersatzlösungen wählen. Diese Gangs sind, vor allem aufgrund ihres intermediären Charakters, als sog. Zwischengruppen zu verstehen, die eine „natürliche und spontane Reaktion auf die vielfältigen Erfahrungen sozialer Missstände, wie Desintegration der Familie, Korruption in der Politik, geringe Löhne, schlechte Arbeitsbedingungen, hohe Arbeitslosigkeit, unzumutbare Lebensverhältnisse in den Slums“ (Lamnek 2007, 150) etc. darstellten. Als besonders signifikantes Defizit wird von den Jugendlichen die durch die soziale Marginalisierung und die Undurchlässigkeit der Gesellschaft bedingte Schwierigkeit wahrgenommen, Status zu erwerben. Gangs hingegen, die hierarchisch aufgebaut sowie anhand spezifischer Rollenvorgaben und Normensysteme strukturiert sind, bieten eine reelle Aufwertung des Selbstwerts im Vergleich zum statuslosen Leben in städtischen Problembezirken, selbst wenn das Gruppenmitglied innerhalb der Bande am unteren Ende der Befehlskette angesiedelt ist; die Jugendlichen präferieren eine vergleichbar niedrige Stellung in der Gang gegenüber einer drohenden Marginalisierung außerhalb der Gang. Festzuhalten bleibt, dass Thrashers subkulturelle Zwischengruppen nicht zwangsläufig einen Pfad in kriminelle Karrieren ebneten, sondern dass die Verfestigung einer solchen Laufbahn ebenso möglich ist wie die Abkehr vom Bandendasein und die Hinwendung an bzw. Rückkehr zu gesamtgesellschaftlichen Normensysteme. Einen Strukturdeterminismus mit der Gang als Durchlauferhitzer gibt es nicht.

Whytes „Street Corner Society“ argumentiert in dieser Hinsicht sehr ähnlich, geht es ihm in erster Linie um eine „Beschreibung und Analyse informeller Cliquen [...], unabhängig davon, ob diese sich abweichend oder konform verhalten“ (Lamnek 2007, 153). Die sog. Eckenstehergruppen (bzw. deren Mitglieder), die er einer kontinuierlichen und langwierigen teilnehmenden Beobachtung unterzieht, sind im Schnitt etwas älter als Thrashers Proband*innen, und das Spektrum

ihrer gruppenspezifischen Themenschwerpunkte ist deutlich breiter angelegt. Zudem sind die Zusammenschlüsse, auf die Whyte fokussiert, keine Reaktion auf Konstellationen von Desorganisation und Integrationskonflikten in städtischen Slums, sondern entstehen gerade in den Teilen sog. Problembezirke, die durchaus über geordnete Strukturen verfügen, auch wenn diese, weil sie mit den sozialen Regeln der Mittelschicht nicht konform gehen, häufig übersehen oder fehlinterpretiert werden: Eine beispielhafte Eckenstehergruppe, die auch Lamnek in seiner Rezeption erwähnt (vgl. Lamnek 2007, 155), ist die Norton-Gang. Der Begriff Gang hat hier keinen pejorativen Bedeutungsinhalt (im Sinne einer kriminellen Bande), sondern beschreibt eine stark integrierte, gleichwohl nicht-institutionalisierte Gruppe junger Männer mit intensiven, gegenseitigen Loyalitäten, die selbst die Primärbindungen an die eigene Familie überwiegen können. Aufgrund der sie umgebenden sozialen Gemengelage („Mange[!] an sozialer Sicherheit und Bestätigung“ (Lamnek 2007, 156)) wird die Abhängigkeit von der Gruppe und die Isolation gegenüber den Institutionen und Regelsystemen der Mittelschicht im Laufe der Zeit immer größer und es bilden sich, auch wenn Whyte diesen Begriff nicht *expressis verbis* verwendet, subkulturelle Strukturen heraus.

(Albert) Cohens Subkulturtheorie, die als erste auch bewusst von dieser Bezeichnung Gebrauch macht, betont im Gegensatz zu diesen frühen Studien von Thrasher und Whyte die explizite (und nicht nur zwangsläufige) Normdevianz jugendlicher Zusammenschlüsse der Unterschicht. Seine Definition von Subkulturen fasst selbige als „kollektive Reaktionen auf Anpassungsprobleme, die aus gesellschaftlich ungleichen Lagen entstehen und für die eine bestehende Kultur keine zureichenden Lösungen zur Verfügung stellen kann bzw. stellt“ (Lamnek 2007, 157). Diese Überlegung beruht auf der generellen, von Cohen selbst als „psychogenisch“ (Rabow 1966, 22) bezeichneten Annahme „that all human action – not delinquency alone – is an on-going series of efforts to solve problems“ (Cohen 1970, 97). Obwohl Delinquenz hier ein essentieller und nicht nur ein sekundärer Aspekt bandenmäßiger Zusammenschlüsse von Arbeiterjugendlichen ist, stellt sie kein „zielgerichtetes, intendiertes und bewusst abweichendes Verhalten dar“ (Lamnek 2007, 158), sondern ist, gerade in Kontrast dazu, eine irrationale Reaktion auf das Missverhältnis einer demokratischen Ideologie, die auch bei Cohen ein Produkt des mittelschichtdominierten Normensystems ist, und der Realität einer Klassengesellschaft, die vor allem die Heranwachsenden aus den unteren Schichten vor Anpassungs- und Statusprobleme stellt. Der Zusammenschluss (u. a. in einer delinquenten Subkultur) steht dabei neben zwei anderen, möglichen Lösungsstrategien zur Überwindung der Diskrepanz zwischen tatsächlicher und angestrebter, d. h. gesellschaftlich propagierter Position: Dies ist zum einen die legale Handlung (man nimmt beispielsweise Nachhilfeunterricht, um bessere Noten zu erreichen, anstatt abzuschreiben – was die abweichende Variante wäre), zum anderen der Wechsel der Bezugsgruppe (z. B. das

Konvertieren vom Katholizismus zum Judentum, wenn letzteres in den eigenen Augen mit größerem sozialen Prestige verbunden ist). Verhängnisvoll bei der Wahl der Lösungsstrategie ist für die Unterschichtjugendlichen vor allem ihre Unfähigkeit, unmittelbare Bedürfnisse, die sie mit den Angehörigen der herrschenden Klasse teilen, im selben Maße wie diese, aufzuschieben. Stattdessen versuchen sich die Unterschichtjugendlichen an einer unmittelbaren Zielrealisierung, z. B. dem Erwerb von Statusobjekten nicht erst nach dem erfolgreichen Abschluss einer Berufsausbildung, mit der sich die hierfür notwendigen finanziellen Ressourcen akquirieren ließen, sondern sofort und über innovative (vgl. Merton 1968) Maßnahmen bei gleichzeitiger, gruppengestützter Legitimierung der hierzu verwendeten Instrumente. Cohen nennt diesen Vorgang „reaction-formation response“ (Dietrick/Kitsuse 1959, 212), bei dem die Kultur der Mittelschicht – als Instanz für die zur Zielerreichung als legitim geltenden Mittel und Wege – in negativistischer Art und Weise abgelehnt wird. Negativistisch hebt auf die Qualität von Handlungen ab, die gerade deshalb vollzogen werden, weil sie verboten sind, und die „eine bewusste Verneinung der herrschenden konventionellen [...] Kultur bedeute[n]“ (Lamnek 2007, 161); weitere Attribute, mit denen Cohen diese Verhaltensweisen umschreibt, sind „nicht-utilitaristisch“ (ebenda) (keinen Zweck verfolgend, keinem Nutzen dienend) und „böswillig“ (ebenda) (man tut etwas, nur um jemand anderen zu ärgern). Auch wenn diese Kategorien gegenüber der sozialen Wirklichkeit z. T. unterkomplex ausfallen, da sie eine geringe Trennschärfe und empirisch eher illustrativen Charakter besitzen (vgl. Lamnek 2007, 161), liefert Cohen mit seinem Modell einen ersten, nicht nur methodisch, sondern auch theoretisch stabilen Entwurf zur Erklärung subkultureller Strukturen, der abweichendes Verhalten letztlich aus einer stark normativen und mittelschichtorientierten Sichtweise fasst. Millers Konzept der Unterschichtkultur stellt damit eine Art Gegenthese zu Cohens Theorie dar, indem er nachhaltige Zweifel an der Auffassung anmeldet, dass Gangs von Unterschichtjugendlichen in erster Linie eine Reaktion auf das Nichterreichen von Mittelklassezielen sind. Vielmehr sieht Miller die kriminellen Banden als Produkt einer eigenständigen Kultur der Unterschicht, die er als „long established, distinctively patterned tradition with an integrity of its own – rather than a so-called delinquent subculture, which has arisen through conflict with middle-class culture and is oriented to the deliberate violation of middle-class norms“ (Miller 1970, 55) versteht.

Den Angehörigen unterschichtjugendlicher Zusammenschlüsse geht es laut Miller weniger um die Bildung rein negativistischer Kontrakulturen (im Sinne Yngers), sondern eher um die Etablierung von Strukturen, die im Einklang mit den Normen der eigenen Klassenkultur stehen: „[T]he dominant component of motivation underlying these acts [law-violating acts committed by members of adolescent street corner groups in lower-class communities] consists in a directed attempt by the actor to adhere to forms of behavior, and to achieve

standards of value as they are defined within that community“ (ebenda). Dass es dabei zu kriminellen Handlungen kommt, ist eher ein Nebeneffekt des normkonformen Handelns (gemäß des Unterschichtkodex) als eine tatsächliche Intention der Akteur*innen. Auch die eigengeschlechtliche, vor allem männliche Gleichaltrigengruppe, die Konstellation also, in der sich Jugendbanden zumeist manifestieren, ist ein Resultat der sozialen Umstände innerhalb der Arbeiterklasse. Durch das sog. periodisch monogame Paarungsverhalten, das dort gehäuft anzutreffen ist, finden sich in der Unterschicht vermehrt Haushalte mit weiblichem Übergewicht, in denen männliche Rollenvorbilder zumeist fehlen. An deren Stelle tritt die Peer Group als mitunter bedeutendste Sozialbeziehung, „bietet sie nämlich relativ stabile und konfliktfreie Primärbeziehungen, zum anderen [...] die Möglichkeit, wesentliche Aspekte der männlichen Rolle zu erlernen“ (Lamnek 2007, 193). Auch über die sekundäre Sozialisationsphase hinaus bleibt die Gleichaltrigengruppe relevant, selbst im Erwachsenenalter (siehe auch Whyte) erfolgt oft ein Verbleib bzw. eine Rückkehr in diese Strukturen, da sie, gerade im Vergleich zur Paarbeziehung, relativ stabil integrierte soziale Systeme darstellen. Miller versucht mit seinen Thesen zur Unterschichtkultur quasi eine Emanzipation jugendlicher Vergemeinschaftungen in der Arbeiterklasse, und geht damit auf Distanz zu Cohen und Ynger, aber auch zu Yablonsky, der den Jugendbanden jegliche geordnete Struktur und Kontrolle abspricht (vgl. Yablonsky 1962). Mit seiner Argumentation befindet er sich damit in geistiger Verwandtschaft zu seinen britischen Kolleg*innen des CCCS, auch wenn in den jeweiligen Argumentationslinien auch deutliche Unterschiede festzustellen sind.

2.3. Resistance through Rituals – der Stil als Lösungsversuch klassenspezifischer Problemlagen

Während Miller stark auf die systemisch-kulturelle Eigenlogik der Arbeiterklasse fokussiert, betont Clarke, dass Subkulturen, trotz ihrer Eigenständigkeit als Hervorbringungen der Stammkultur der Klasse, immer „auch in ihrem Verhältnis zu der dominanten Kultur untersucht werden [müssen]“ (Clarke et al. 1979, 45) – ein Blickwinkel, der bei Miller außen vor bleibt. Gerade über die Rückkopplung an die Stammkultur bleibt diese Verbindung immer bestehen, sie drückt sich für die Mitglieder von Subkulturen in „determinierenden Erfahrungen und Bedingungen, die das Leben ihrer Klasse als ganzer formen“ (Clarke et al. 1979, 47), aus. Vor allem von objektivierenden Erfahrungen der Unterdrückung und Unterordnung durch die dominante Kultur befreit auch die Mitgliedschaft in einer Subkultur nicht. Die hegemoniale Stellung der Kultur der herrschenden Klasse zeigt sich besonders in deren „ständiger Präsenz, u. a. in den Massenmedien“ (Brake 1981, 17), d. h. die Jugendlichen erfahren sie gerade dort, wo sie

versuchen, Autonomie zu entwickeln: Auf den Gebieten der Musik, der Mode und der Sprache, primär also im Bereich der Freizeit. Die Freizeit bietet diesen Jugendlichen die vermeintliche Möglichkeit, Konfliktlinien, welche die Klassengesellschaft in sozioökonomischer Hinsicht generiert, imaginär zu überwinden. Dies ist das zentrale, kultursoziologische Argument der CCCS-Forscher*innen, das erstmals von (Phil) Cohen so formuliert wurde: „It seems [...] that the latent function of subculture is [...] to express and resolve, albeit ‘magically’, the contradictions which remain unresolved in the parent culture. [...] [M]ods, [P]arkas, [S]kinheads, and so on, are a succession of subcultures which all correspond to the same parent culture and which attempt to work out, through a system of transformations, the basic problematic or contradiction which is inserted in the subculture by the parent culture“ (Cohen 1997, 57). Die Aussichtslosigkeit dieser jugendlichen Anstrengungen liegt nicht zuletzt darin, dass sie sich ausschließlich auf die symbolische Ebene beschränken und die real herrschenden Verhältnisse, d. h. die Probleme auf materieller Ebene, bewusst ungelöst bleiben.

Brake spricht von einer Scheinlösung und meint damit den „ideologischen Versuch, reale Probleme, die anders nicht zu verarbeiten sind, scheinhaft zu lösen“ (Brake 1991, 31); hinzu kommt, dass sich der Herrschaftsanspruch der dominanten Klasse auch auf den Freizeitbereich erstreckt; eine „Freiheit in der Freizeit“ (Clarke 1979, 134) ist daher nur eine relative Freiheit (im Vergleich zur Freiheit im Arbeitsleben), zumal sie seit jeher historisch umkämpft ist. Die kulturellen Emanzipationsversuche der Arbeiterklassen haben ebenso Tradition wie die Kontrollbestrebungen und Disziplinierungsmaßnahmen der Bourgeoisie und bestanden mitunter darin, den Fußball gänzlich zu verbieten, die Kneipen in ihrem Sinne aufzuwerten und die nachwachsende Generation des Proletariats in die Institutionen der jugendlichen Freizeitbeschäftigung zu integrieren (siehe oben). Initiativen, die darauf zielen, die außerschulischen und außerbetrieblichen Aktivitäten zu vereinnahmen, sind für die Jugendlichen besonders erfolgreich aufgrund der Rolle von Freizeit als privilegierter Sphäre, die sie im Verlauf der typischen Arbeiterbiographie darstellt. Innerhalb des proletarischen Lebenslaufs gilt die Jugend als Schonzeit bzw. Raum relativer Freiheit, vor allem in Anbetracht der Herausforderungen der späteren Berufsexistenz – im Besonderen für männliche Heranwachsende, denen ein gewisses Maß des Ausagierens zugestanden wird. Durch die besondere Stilisierung von Jugend als privilegierter Phase hat „die Arbeiterklasse [...] vielen Bereichen der Massenfzeit und -erholung ihren Stempel aufgedrückt“ (Clarke et al. 1979, 99), und somit wiederum die Möglichkeiten geschaffen, einen Konsumartikelmarkt für Teenager zu etablieren, eine Jugend-Kulturindustrie (bzw. Jugendkultur-Industrie).

Unterhaltungsindustrie und jugendliche Subkulturen stehen dabei in einem vielschichtigen, wechselseitigen Verhältnis, indem sie sich gegenseitig bedingen: Die Unterhaltungsindustrie bedient sich im Hinblick auf Konsumprodukte bei den jugendlichen Subkulturen, und bietet damit gleichzeitig das Rohmaterial für

die Symbolsysteme an, deren Elemente von den Arbeiterjugendlichen selektiert und mit eigenen, oft klassenbedingt vermittelten Bedeutungen aufgeladen werden. Diesen Vorgang nennt Clarke „Stilschöpfung“ (Clarke 1979, 136), wobei Stile verstanden werden können als „chiffrierte Ausdrucksformen von Klassenbewusstsein [...], die in den spezifischen Kontext der Jugend transponiert sind und die komplexe Art und Weise reflektieren, in der das Lebensalter als Vermittlung sowohl von Klassenerfahrung wie von Klassenbewusstsein wirkt“ (McCron 1979, 32)¹. Stilschöpfung ist somit Bedeutungswandlung, Neu-Bezeichnung, und damit letztendlich Fetischisierung im Sinne der Aufladung eines (vermeintlich) klassenunabhängigen, bedeutungslosen Artefakts mit sozialem Symbolgehalt: Als Beispiele zu nennen sind hier u. a. die Lederjacken und Springerstiefel der Skinheads, die mit diesen modischen Accessoires den Männlichkeitsmythos und die Tradition der manuellen Arbeit in der Unterschicht repräsentieren wollen. Stilschöpfung beschränkt sich aber nicht nur auf materielle Objekte, sondern kann auch sprachliche Codesysteme, sog. Argots oder Jargons, umfassen, wie es auch beim Sprachstil der Raver*innen, besonders in seinen zahlreichen semantischen Verschlüsselungen unterschiedlicher Rauschmittel, der Fall ist (siehe Kapitel VII). Generell umfassen Stilelemente laut Cohen folgende Aspekte: „Kleidung, Musik, Ritual und Argot“ (Clarke 1997, 105); Brake nennt die drei Komponenten Image, Haltung und Jargon (vgl. Brake 1981, 20).

Das stilbezogene Arrangieren zu einem neuen Ganzen wird als Bricolage (vgl. Müller-Bachmann 2002, 212) bezeichnet, in Anlehnung an einen gleichnamigen Terminus, der von Levi-Strauss vorgeschlagen wurde (vgl. Lévi-Strauss 1968). Entscheidend ist, dass es für ein rekontextualisiertes Objekt bereits eine bestehende Bedeutungsdimension gibt, und dass die Stilschöpfung eine neue Bedeutungsdimension aufspannt und damit einen neuen Diskurs um das Objekt entwickelt (vgl. McCron 1979, 36). Die Auswahl dieser Objekte durch jugendliche Subkulturen ist keineswegs kontingent, sondern folgt einer Logik der Selbstreflexion: Gegenstände werden dann ausgewählt, wenn „die Gruppe sich selbst in den [...] potentiellen Bedeutungen bestimmter symbolischer Objekte wiedererkenn[t]“ (Clarke 1979, 139). Es muss also im Bedeutungsspektrum des Gegenstands eine Interpretationsvariante enthalten sein, anhand derer eine Gruppe ihren spezifischen stilistischen Bedürfnissen Ausdruck verliehen kann. Notwendig

1 Bei Gumbrecht findet sich eine allgemeinere (soziologische) Definition von Stil, verstanden „als eine Formung von Handlungen (oder deren Resultaten), die für einen Handelnden, eine Gruppe von Handelnden oder eine ganze Kultur typisch sind und sich in verschiedenen Sphären des Daseins als identifizierbar manifestieren, ohne dass diese Formen eindeutig technisch bedingt sind. So sprechen wir vom Stil einer Person, wenn wir in allen ihren Handlungen ein vielleicht nicht leicht oder überhaupt nicht definierbares, aber doch klar unterscheidbares und wahrnehmbares Prinzip am Werke sehen, das als ein konstantes Moment in den verschiedenen Aktivitäten nur moduliert wird“ (Gumbrecht 1986, 604).

ist zudem ein gewisses Selbstbewusstsein (im Sinne des marx'schen Sich-Selbst-Bewusst-Seins), das es den Mitgliedern erlaubt, sich im genannten Spektrum wiederzufinden: Entscheidend ist also ein homologes Verhältnis zwischen möglichen Bedeutungsgehalten und der Option, sein kollektives Selbstbild innerhalb dieser Rahmenbedingungen zu artikulieren: „Ein neuer Stil entsteht durch die Collagierung von modischen Attributen, die, ihres ursprünglichen Zusammenhangs beraubt, für die Identitätsbildung der Gruppe wichtig sind“ (Brake 1981, 23). Hebdige verweist hier auf die Teds, deren Selbstverständnis, etwas besseres zu sein als es ihr proletarischer Lebensalltag impliziert, sich in ihrem Dresscode des edwardianischen Anzugs, mit dem eine imaginäre Selbstzuweisung zu den Milieus der oberen Mittelschicht dargestellt werden soll, vergegenständlicht. Darin wird nichts anderes deutlich als der bereits erwähnte Versuch einer magischen Lösung von sozialen Widersprüchen, der sich in der Stilschöpfung manifestiert. Die Diskrepanzen, die durch die Imaginierung eines bürgerlichen Lebensstils und die Wirklichkeit der Lohnarbeit als ungelernter oder angelernter Arbeiter in der Fabrik überbrückt werden sollen, sind damit nur scheinbar beigelegt: „[S]ubculture, by definition, cannot break out of the contradiction derived from the parent culture; it merely describes its terms at a microsocial level and inscribes them in an imaginary set of relations“ (Cohen 1997, 59). Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass Subkulturen bloß triviale, unpolitische Phänomene sind. Sie verschaffen den Jugendlichen Freiräume, eine – wenn auch beschränkte – Möglichkeit der kulturellen Selbstbestimmung, und sie stellen die Ideologie der Klassengesellschaft auf einer symbolischen Ebene infrage. Indem sie das individuelle Selbstwertgefühl erhöhen und ein kollektives Identitätsempfinden herstellen (vgl. Baacke 2007, 149), sind Subkulturen eine Bewältigungsstrategie der proletarischen Existenzweise innerhalb des spätindustriellen kapitalistischen Systems, wenn auch keine Lösungsstrategie ihrer manifesten Problemverhältnisse (die in der Hauptsache den neomarxistischen Gesellschaftsvorstellungen der CCCS-Forscher*innen entspringen).

Ein zentrales Argument gegen eine Aufrechterhaltung der Subkultur-Terminologie liegt darin begründet, dass solch ein Konzept nahelegt, es handle sich hier um kulturelle Gebilde, die einer dominanten bzw. „akzeptierten elitären Kultur“ (Baacke 2007, 133) in einem hierarchischen Verhältnis untergeordnet sind, und deren kulturelle Hervorbringungen gegenüber denen der Hauptgesellschaft vergleichsweise vernachlässigbar und minderwertig ausfallen. Eine weitere Implikation dieser Begrifflichkeit besteht darin, dass Subkulturen als Teilsegmente der Gesellschaft verstanden werden könnten, die genauerer, wissenschaftlicher Ausdifferenzierung bedürfen (vgl. Silbereisen et al. 1996, 58). Schließlich gehen sog. Subkultur-Theorien, vor allem aus dem Bereich der Devianz- und Delinquenzforschung, davon aus, dass eine exakte Lokalisierung solcher Zusammenschlüsse möglich sei, etwa innerhalb der Sozialstruktur (vgl. Baacke 2007, 133 f.) – z. B. kriminelle, italo-amerikanische Jugendgangs innerhalb bestimmter

urbaner Zonen in den USA während der Zwischenkriegszeit. Eine solche Verortung ist angesichts dessen, dass es sich bei der Bundesrepublik Deutschland um „eine individualisierte Gesellschaft, deren jugendkulturelle Stilbildungen nicht im Zusammenhang mit Klassen oder Schichten stehen“ (Hoffmann 2011, 169) handelt, so nicht möglich. Zuverlässigere Ergebnisse lassen sich erzielen, wenn man statt der – im allgemeinen – „zu ökonomistisch, zu strukturalistisch und zu objektivistisch angelegten Sozialstrukturanalysen“ (Ferchhoff 1995, 54) mittels Klassen- und Schichtungsmodellen auf stärker lebensstil- und lebensweltzentrierte Ansätze rekurriert, wie sie in den 1980er und 1990er Jahren im Rahmen einer kultursoziologischen Wende u. a. in den Sinus-Studien, aber auch in zahlreichen Untersuchungen im Bereich der Konsum- und Marktforschung, realisiert wurden. Der Begriff der Jugendkultur ist als mögliche Alternative zwar weniger kategorisch als der – ideologisch vorbelastete – Ausdruck Subkultur (vgl. Gebhardt 2010, 330 f.), ist aber seinerseits nicht ganz ohne Vorgeschichte: „Sprechen wir heute von Jugendkultur, so muss der mit historischer Tradition bereits gesättigte Begriff sicherlich neu gefüllt werden – ohne dass man seine historischen Bedeutungs-Vorläufer ignorieren sollte“ (Baacke 2007, 145) – siehe z. B. die deutsche Landschulheimbewegung, die Jugendkultur als programmatischen Gegenentwurf zur sog. Alterskultur einer bürgerlich-wilhelminischen Lebensweise der damaligen Zeit formuliert (vgl. Baacke 2007, 141). Eine weitere Interpretationslinie des Jugendkulturkonzepts, das erst in der Anwendung auf post-traditionale Gemeinschaften des ausgehenden 20. Jahrhunderts den eben erwähnten Bedeutungswandel erfuhr, beschreibt die eigene, generationenspezifische Lebensweise der jugendlichen Nachkriegsgeneration, die in ihren sozialen Interaktionsformen, besonders aber in ihrem kulturellen Konsum und ihren zivilgesellschaftlichen und politischen Aktivitäten deutlich von den elterlichen, i. e. gesellschaftlichen Vorgaben abweicht. Smith nennt Jugendkultur eine „distinct culture“ (vgl. Smith 1962) im Sinne einer differenten, eigenen Kultur, vor allem aber im Sinne eines programmatischen Gegenentwurfs, d. h. eines von der „adult culture“ (ebenda) abweichenden Systems an Normen und Alltagspraktiken; in ähnlicher Weise beschreibt Coleman die Eigenlogik des adoleszenten Lebensvollzugs, wenn er von einer „Adolescent Society“ (vgl. Coleman 1961), also einer Gesellschaft der Jugendlichen, spricht. Diese Konzepte fassen Jugend als monolithisches Gebilde, die ihre Andersartigkeit – mehr oder minder ausschließlich – im Vergleich zum erwachsenen Teil der Gesellschaft erhält. Dass Jugend fragmentiert ist, und dass soziale Stratifikation als Strukturparameter wirkt, ist kaum Gegenstand dieser Ansätze. Stil, als Symbolisierung der jugendlichen Eigenart, dient lediglich der Abgrenzung von der Elterngeneration; dass über den Stil auch interne Differenzierungen betrieben werden, z. B. zu anderen jugendkulturellen Formationen, wird erst durch die Forschungen des CCCS in Rechnung gestellt. Gerade deshalb sind diese Studien, insbesondere im Hinblick auf ihre Vorstellungen von Stil als Gegenstand von Authentizitätsdiskursen, wie sie in der

Auseinandersetzung mit den Objekten der Kulturindustrie zum Ausdruck kommen, anschlussfähiger für die Untersuchung zeitgenössischer, jugendlicher Distinktionspraktiken.

3. Jugendliche Szenen – neue Formen adoleszenter Zusammenschlüsse vor dem Hintergrund sozialer Modernisierungsprozesse

Sowohl die Subkulturforschung als auch die historisch vorgängigen Ansätze – etwa Jugend als Teilkultur (vgl. Tenbruck 1965) – stellen allesamt Versuche dar, ein jeweils zeitgenössisches Bild der Lebensphase Jugend als „Paradigma des Übergangs“ (Meyer 2000, 27) zu entwickeln. Dieses basiert auf der Vorstellung, dass Jugend einen fest umrissenen, biographisch abgrenzbaren Abschnitt innerhalb des menschlichen Lebensverlaufs darstellt. Mit der Trendwende zu einer Theorie der reflexiven Modernisierung (vgl. Beck 1986), laut der sich nicht nur die Verbindlichkeit klassischer sozialisatorischer Agenturen (wie Familie, Schule, beruflicher Hintergrund), sondern auch die Trennschärfe zwischen – vermeintlich konsekutiven – biographischen Sequenzen im Rückgang befindet, verliert diese Vorstellung an ihrer bisherigen Selbstverständlichkeit; Ferchhoff konstatiert im Zusammenhang mit der Adoleszenzphase als biographischem Abschnitt: „Jugend als eigenständige und zugleich abgeschlossene Lebensphase scheint nicht bzw. nicht mehr zu existieren“ (Ferchhoff 2007, 176) – oder zumindest ein einheitliches, gesellschaftliches Bild von Jugend, wie es auch in der Soziologie, z. B. in Form von Parsons „Jugend im Gefüge der amerikanischen Gesellschaft“ (vgl. Parsons 1965), gezeichnet wurde². Stattdessen dominiert ein „widersprüchliche[s] Durcheinander und undurchsichtiges Konglomerat der Erscheinungen des Jugendlebens im Alltag“ (Ferchhoff 1995, 59); die Jugendphase ist zunehmend entstrukturiert (vgl. Gebhardt 2010, 330), die Jugendlichen sind aus bisherigen Erwartungssicherheiten entkoppelt und mehr auf sich selbst verlagert, was die konkrete Ausgestaltung ihrer Existenzen betrifft. Es bleibt festzuhalten, dass gesellschaftliche Modernisierungsprozesse zu einer Freisetzung sozialer

2 Fasst man Jugend als sozial produziertes, modellhaftes Sinnsystem aus Handlungserwartungen an einen altersspezifisch adäquaten Lebensvollzug, als „in die Kultur moderner Gesellschaften eingeschriebene Semantik, die Jugendlichen in der Gestalt gesellschaftlicher Typisierungen und Normalitätserwartungen entgegentritt“ (Dewe et al. 1995, 136), ist obige Aussage mit der Feststellung Ferchhoffs, Jugend als solche sei nicht mehr existent, gleichbedeutend.

Akteur*innen aus bisher als selbstverständlich und mithin stillschweigend vorausgesetzten Bindungen geführt haben.

3.1. Jugend und Individualisierung

Mit dem Zurückweichen vormaliger Strukturdimensionen ergeben sich neue Chancen der individuellen Lebensgestaltung, diese Freiheiten bergen aber auch Herausforderungen, die schließlich sogar zu Überforderungen werden können, gerade für junge Menschen: „Ein individualisiertes Leben zu leben bedeutet, existentiell verunsichert zu sein“ (Hitzler/Honer 1994, 307). Hinzu treten Risiken und Unwägbarkeiten auf überindividueller Ebene, die als Konsequenzen des reflexiven Modernisierungsprozesses auftreten. Die Folgen des technologischen und wirtschaftlichen Wandels, deren Thematisierung und Reflexion erst auf Grundlage der neuen Rahmenbedingungen, die dieser Wandel geschaffen hat, erfolgen kann, wirken sich als sog. Externalitäten nachteilig auf die Gesellschaft als Ganzes aus. Das erfolgt z. B. in Form von kollektiven Gefahrenkonstellationen wie Umweltkatastrophen, Inflationen oder Massenarbeitslosigkeiten, die im Gegensatz zu bisherigen Risikofaktoren wie Arbeitslosigkeit, Armut oder soziale Exklusion nicht mehr nur bestimmte Gruppen, sondern alle Gesellschaftsmitglieder in gleicher Weise betreffen können. Diese gemeinsamen Unsicherheiten verlangen von der Jugend, mehr noch als von den Menschen, die sich in anderen biographischen Etappen befinden, besondere und neuartige Leistungen, und Jugendliche sehen sich dadurch einem entsprechend hohen Erwartungsdruck ausgesetzt (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010, 12). Jugend wird an dieser Stelle – trotz der erwähnten definitorischen Schwierigkeiten – als die Lebensphase verstanden, die den Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter darstellt. Diese Phase ist dabei mit der immanenten Problematik verbunden, dass Heranwachsende in bestimmten Lebensbereichen nach wie vor als Kinder gelten, während sie in anderen Lebensbereichen den Erwachsenenstatus schon teilweise, wenn auch noch nicht gänzlich, erreicht haben – nicht zuletzt, weil man als Jugendlicher „nach wie vor als erziehbar und erziehungsbedürftig gilt“ (Dewe/Scherr 1995, 133). Soziologisch gesehen drückt sich die Doppelgestalt von Jugend darin aus, dass Angehörige dieser Gruppe sich mit der Erwartung konfrontiert sehen, erwachsenentypische Problemlagen sozial und psychisch bewältigen zu müssen (vgl. Dewe/Scherr 1995, 136), und sich dabei nicht mehr vollständig auf die Unterstützung z. B. des familiären Umfelds oder von Erziehungs- und Lehrkräften verlassen können, während der Prozess der Aneignung des gesellschaftlich zur Verfügung gestellten Wissens zur Bewältigung dieser Problemlagen noch nicht abgeschlossen ist (vgl. ebenda); Transition und Moratorium sind damit die kennzeichnenden Merkmale der Jugendphase. Neben Jugend als „naturwüchsige[r],

sozialstrukturell und psychodynamisch bedingte[r] Lebensphase“ (Dewe/Scherr 1995, 136) verweist Jugend – innerhalb der Sozialstruktur – auch auf „eine gesellschaftliche Teilmenge von Menschen, die sich mit einem präzisen temporären Bezug dieser Phase zuordnen lassen“ (Behr 2007, 7).

Jugend ist daher auch eine soziale Einheit, und als solche interagiert sie mit und innerhalb des gesellschaftlichen Systems. Das zeigt sich mitunter in der von vielen Jugendlichen empfundenen Notwendigkeit, sich mittels der Stilisierung altersadäquater Verhaltensmuster gegen andere biographische Abschnitte abzugrenzen. Dies betrifft nicht nur die Distinktionen gegenüber der Kindheit und ihren typischen Handlungsmustern (wie das gemeinsame Spielen), sondern auch gegenüber dem bevorstehenden Lebensstadium des Erwachsenseins. Die symbolischen Auseinandersetzungen mit der Elterngeneration basieren nicht selten auf der Inszenierung der eigenen Jugendlichkeit und der Ablehnung symbolischer Praktiken, die mit dem Erwachsenenalter assoziiert werden, wobei Rollenkonflikte mit Erziehungsberechtigten und Autoritätspersonen nur einen Teilaspekt des Phänomens adoleszenter Identitätsentwicklung darstellen. Jugendliche „Differenzerfahrungen“ (Gebhardt 2010, 335), wie sie in der Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlichen Fraktionen gemacht werden, beziehen sich nicht bloß auf die Lebensstile der Älteren, sondern eben auch auf die anderer juveniler Gemeinschaften (vgl. Hoffmann 2016, 41). Im Vordergrund steht hier das eingangs erwähnte Moment der Unterscheidung, wie es u. a. in der Konflikttheorie der sozialen Identität von Tajfel und Turner (vgl. Tajfel/Turner 2004) elaboriert wird; dieser Aspekt ist meist mit dem Ziel verbunden, eine positive Gruppenidentität zu stiften, die sich wiederum aus dem Vergleich mit anderen relevanten Gruppen ergibt. Jugendliche Identitätsbildung entsteht – im Rahmen einer Theorie reflexiver Modernisierung – nicht oder wenigstens nicht mehr aus der Übernahme kollektiver Sinnangebote. Das Individuum sieht sich zwar vor die gleichen Herausforderungen gestellt wie die Jugendlichen der industriellen und postindustriellen Gesellschaft, nämlich der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, die sich u. a. aus den Ablösungsprozessen von „Elternhaus, von der eigenen Herkunftsfamilie, von der Vertrautheit und Sicherheit eingespielter und routinierter sozialer Nahverhältnisse mit ihren unhinterfragten, selbstverständlich geltenden Normen, Werten und Beziehungsmustern“ (Gebhardt 2010, 327) ergeben, ist aber andererseits mit dem Fehlen bewährter, durch gesellschaftliche Stratifikationen vorgegebener Lösungsangebote sowie dem kollektiven Anspruch, Identität in kreativer Eigenleistung zu entwickeln und nach außen zu kommunizieren, konfrontiert; Gebhardt spricht hier vom Erleben der Besonderheit und der Entdeckung der eigenen Person als Ich (vgl. Gebhardt 2010, 328), das im Rahmen des Eintritts in die Adoleszenzphase stattfindet und die Rollenerwartung an den heutigen, individualisierten Jugendlichen beschreibt; jugendliche Identität soll, so die gesellschaftliche Erwartungshaltung während der

zweiten Moderne, „differenziert, offen, reflexiv und individuiert [...] sein“ (Müller-Bachmann 2002, 209).

3.2. Identitätskonstruktion als zentrale Herausforderung an die heutige Jugend

Die Wahlfreiheit aus dem Angebot möglicher Sinnstiftungen stellt „sowohl einen Gewinn [...] – den Gewinn an Entscheidungschancen, an individuell wählbaren (Stilisierungs-)Optionen – als auch einen Verlust, den Verlust eines schützenden, das Dasein überwölbenden, kollektiv und individuell verbindlichen Sinn-Daches“ (Hitzler/Honer 1994, 307) dar, wobei diese Ambivalenz vor allem das Resultat einer Ungleichverteilung von Mitteln ist, und zwar den Mitteln zur Teilhabe an diesen zahlreichen Tätigkeitsfeldern. So gibt es einerseits Akteur*innen, welche die Kompetenzen mitbringen, durch die erfolgreiche Nutzung der stetig sich vervielfachenden Handlungsressourcen und -alternativen aus der wachsenden Komplexität der sozialen Welt persönliche Vorteile zu ziehen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010, 12), da sie über notwendige Voraussetzungen wie Bildungskapital (z. B. Fremdsprachenkenntnisse, die eine grenzübergreifende Vernetzung erleichtern), Investitionskapital (zum Erwerb von Objekten des Stils) oder Sozialkapital (Beziehungen zu relevanten Personen, z. B. Szenemacher*innen) verfügen. Es gibt andererseits auch solche Personen, die im Kontext dieser Entstrukturierungstendenzen an ihre Grenzen stoßen und Restriktionen ausgesetzt sind, wobei (gerade im jugendtypischen, kompetitiv aufgeladenen Positionierungskampf) ihr geringes Vermögen an diesen Kapitalsorten ihre Handlungsoption effektiv einschränkt – ein Umstand, der durchaus auch sozialstrukturell bedingt sein kann (vgl. ebenda) und darauf verweist, dass „klassische“ Stratifikationen vor dem Hintergrund der reflexiven Modernisierung nach wie vor eine Rolle spielen (vgl. Hoffmann 2011, 167 ff.).

Als Folge symbolischer und stilistischer Wahlfreiheiten ist ein neuer Akteurstypus entstanden, der des Identitäts- bzw. Existenzbastlers (vgl. Hitzler/Honer 1994, 307 ff.)³; das Bild der Existenzbastlers steht in Zusammenhang mit Beschreibungen wie „Optionen-Karussell“ (Hitzler 1994, 77) oder „kultureller Supermarkt für Weltdeutungsangebote“ (Hitzler/Honer 1994, 308), die das unübersichtliche Durcheinander der Möglichkeiten für, aber auch der Notwendigkeiten zu symbolisch aufgeladenen Lebenspraktiken darstellen. Der Existenzbastler bedient sich in eklektizistischer Weise aus dem Angebot möglicher Sinnstiftungen, die Zusammenstellung seiner Identität vergleicht Hitzler mit der

3 Ein ähnliches Konzept steht hinter der Patchwork-Identität der Spätmoderne (vgl. Ahbe et al. 1999).

(künstlerischen) Technik der Collage, bei der es darum geht, „diverse Sujets zu einem neuen Assoziationsraum zusammenschließen“ (ebenda). Neben dem Aspekt der Ästhetisierung impliziert diese Tätigkeit auch eine spielerische Komponente, zumindest jedoch eine Ungezwungenheit – was nicht heißt, dass sich die bzw. der Einzelne nicht durchaus dem existentiellen Zwang ausgesetzt sieht, für sich ein Identitätsmodell zu realisieren. Ihre bzw. seine Sinnsetzungen sind als solche aber unverbindlich und nicht auf Dauer gefügt, vielmehr sind sie variabel und situations- und lebenslagenspezifisch modifizierbar, zumal „Basteln ein Gelegenheitstun aus quasi privaten Motiven [meint], ein durchaus zwischen Dilettantismus changierendes Werkeln und Wirken“ (Hitzler/Honer 1994, 310). Ihr bzw. sein Handeln beruht daher nicht auf rein zufälligen Mustern, sondern ist nur „nicht so systematisch, so reflektiert, so konzeptionell“ (ebenda) wie dauerhaft bindende Existenzentwürfe, die an klassische soziale Formationen (wie Klassen, Schichten, aber auch Subkulturen) angekoppelt sind, und ist damit den Ansprüchen des gesellschaftsgeschichtlichen Kontextes, der einen flexibleren, pragmatischeren Umgang mit individuellen Selbstverortungen erfordert, besser angepasst. Das Endprodukt ist somit ein kaleidoskopartiges Stückwerk, das mit einem Puzzle, das aus unterschiedlichen Sets zusammengestellt wurde, verglichen werden kann. Die Teile der lebensstilistischen Montage sind austauschbar und können durch andere, den aktuellen Gegebenheiten oder spontanen Vorlieben entsprechende, d. h. adäquatere Bausteine ersetzt werden, der Existenzbastler „kann Mitgliedschaften an verschiedenen Gruppierungen, Gruppen und Gemeinschaften erwerben und wieder aufgeben. Er kann, zumindest prinzipiell, seine Arbeit, seinen Beruf, seine Vereins-, Partei- und Religionszugehörigkeit wechseln. Er kann umziehen, sich scheiden lassen und in immer neuen Familienkonstellationen leben. Er kann seine Habe vermehren, verkaufen und verschleudern. Er kann sich subkulturelle Stile aneignen in Habitus⁴, Kleidung, Sprache, Sexualverhalten – oder worin auch sonst immer. Er kann sein Selbstverständnis ändern, und er kann sich neue Images zulegen“ (Hitzler/Honer 1994, 311).

Wichtig zu erwähnen ist: Das Mosaik der individuellen Existenz wird in seinem Resultat zwar in Eigenleistung zusammengestellt, entspringt in seinen Bestandteilen aber nicht der Eigenkreation. Der Lebensstil ist eine Kombination aus einer reichhaltigen und bereits vorhandenen Angebotspalette, keine *creatio ex nihilo*, keine originäre, aus dem Nichts erschaffene Selbstschöpfung der Einzel-

4 Gerade dieser Begriff ist hier missverständlich gebraucht. Wie Bourdieu wiederholt herausstellt, ist der Habitus nicht oder wenigstens nur bedingt bewusst wähl- und aktualisierbar. Er ist vielmehr eine verinnerlichte, das Handeln strukturierende Struktur, ein disponierendes System, das sich vor allen Dingen in den Praktiken des symbolischen Lebensvollzugs der Akteure niederschlägt.

nen (vgl. Hitzler 1994, 83). Dazu passt die Analogie der Collage, bei der bereits vorhandene Elemente neu arrangiert werden, womit sie auch eine Umdeutung erfahren können. Der Existenzbastler ist also kein Existenzfinder, aber auch kein reiner Reproduzent bereits vorhandener Identitätsvorgaben. Er ist vielmehr als handlungsfähiger Akteur zu verstehen, mit relevanten Kompetenzen, was die Beurteilung seiner jeweiligen, kontextspezifischen Bedürfnisse angeht (ebenda). Es ist davon auszugehen, dass der Existenzbastler über die Möglichkeiten verfügt, sich Informationen über die Umsetzung bzw. Befriedigung seiner Neigungen anzueignen (ebenda), also zu wissen, unter welchen gegebenen Voraussetzungen und mit welchem notwendigen Einsatz ein Eintritt und eine fortdauernde Teilnahme an einer Szene möglich ist. Vor allem den Jugendlichen, die noch auf der Orientierungssuche durch ein regelrechtes Multiversum der möglichen, durchaus auch konkurrierenden Sinnwelten sind, bietet die Szene (Zwischen-)Ziele ihrer Identitätsfindung. Ein Fortschritt in Etappen ist typisch für die teilkulturellen Streifzüge des individualisierten Menschen, der „ständig von Gruppenorientierung zu Gruppenorientierung wechselt“ (Hitzler 1994, 84), dabei in andere Rollen schlüpft und diejenigen Teile seiner Identität neu adaptiert, die durch die veränderte Ausrichtung eine Umwidmung benötigen. Multiple Zugehörigkeiten treten genauso auf wie rapide Wechsel der Bezugsgruppen, vor allem in der frühen Adoleszenzphase, wo das Angebotsspektrum oft als besonders reichhaltig und unübersichtlich erfahren wird. Szenesurfing bzw. Szenehopping ist gerade deshalb erst möglich, weil zeitgenössische Lebensstile nicht mehr homogen, identitätsfixiert und ganzheitlich wirken, sondern im Gegenteil parallel inszeniert und in rascher Folge gewechselt werden können (vgl. Ferchhoff 2007, 184).

3.3. Die Homologie von existentiellem Sinnbasteln und szenischer Aktivität

Am Phänomen des lebenslagenspezifischen Szenewechsels lassen sich zentrale Kennzeichen des Konzepts posttraditionaler Vergemeinschaftung verdeutlichen: Das ist zum einen der relativ geringe Verbindlichkeitsanspruch dieser Gebilde, der sie deutlich vom tradierten Subkultur-Prinzip absetzt. Verbindlichkeit meint hier einerseits die Rückbindung jugendlicher Teilkulturen an die soziale Position, z. B. der (britischen) Skinheads an die Stammkultur der Arbeiterklasse⁵,

5 Liebsch konstatiert in diesem Zusammenhang: „Szenen [sind] nicht Ausdruck einer bestimmten Klassen- oder Schichtzugehörigkeit oder Ergebnis geteilter Erfahrung oder eine Gemeinschaft, in die man hineingeboren oder hineinsozialisiert wurde, sondern eine Art informelle Interessengemeinschaft, die sich in ähnlichen Verhaltensweisen und Umgangsformen zeigt“ (Liebsch 2012, 97); ähnlich heißt es bei Fuchs: „Feste schichtspezifische

Verbindlichkeit bezieht sich aber auch auf das Phänomen einer – so nicht mehr existenten – Exklusivität der jugendkulturellen Verortung der Einzelnen, und im Umkehrschluss auf den verloren gegangenen Alleinvertretungsanspruch der Subkultur im Bereich der symbolischen Lebensführung der Individuen, wie das folgende Beispiel zeigt: Typisch für Punk-Szenegänger*innen ist es, nicht mehr in allen Lebensbereichen und Lebensvollzügen Punk zu sein, während die Angehörigen einer Punk-Subkultur es durchaus für sich in Anspruch nahmen (und auch immer noch nehmen), ihren Punk-Lifestyle konsequent und kontextübergreifend zu praktizieren. Eine Art „Wochenend-Punkertum“, wie die Band „Schund“ es nennt (vgl. Schund – Wochenend-Punk, Höhnie Records, Neustadt 2003), lehnen sie dagegen ab. Liefern Subkulturen also eine genau dezidierte und eng gefasste Vorgabe an (arbeiter-)jugendliche Lebensentwürfe – auch wenn deren Gültigkeit meist nur vorübergehend ist und in der Regel spätestens mit dem Eintritt in den Erwachsenenstatus erlischt – sind die Ausgestaltungen eines juvenilen Szenedaseins eher verhandelbar und bieten „Formen und Foren jugendkultureller Vergemeinschaftung“ (Müller-Bachmann 2002, 8). Szenen besitzen zwar zentrale Topoi, um die sie sich gruppieren und die sie immer wieder diskursiv aushandeln, darüber hinaus sind sie allerdings von „Durchlässigkeit, Transparenz, Offenheit und Transität“ (Ferchhoff 2007, 184) gekennzeichnet, vor allem in ihrer Eigenschaft als soziale Gebilde: „Dass Jugendkulturen sich noch in nennenswerter Weise klassen- und herkunftsspezifisch konstituieren, erscheint [...] ziemlich abwegig. Heute überwiegt eine individualisierungstheoretische Sichtweise, der zufolge Zugehörigkeiten zu Szenen relativ frei wählbar und abwählbar sind“ (Otte 2007, 161).

Szenen stehen unterschiedlichen Akteurstypen mit differierenden Wissensständen, Zeitressourcen und Beteiligungsbereitschaften zur Verfügung, die aus unterschiedlichen sozioökonomischen Kontexten stammen „und die ihre Schemaschemata, Wertekataloge und Deutungsmuster unabhängig von gemeinsamen Lebenslagen kommunikativ erzeugen“ (Hoffmann 2011, 168). Neben den sozialen Herkunftsmilieus, deren sinkender Einfluss auf den Zugang zu jugendkulturellen Formationen eines der Axiome des Szene-Modells darstellt, können auch (politische und religiöse) Weltanschauungen und sogar das Alter innerhalb einer Szene stark variieren. Der Terminus Jugendszene unterstellt nicht zwangsläufig, dass dort nur Jugendliche anzutreffen sind. Gerade in musikbasierten Szenen, in denen körpersoziologische Diskurse weniger ausgeprägt sind, wie es bei den Metallern, den Gothics oder den Rockabillies der Fall ist, finden sich auch zahlreiche sog. Post-Adoleszente und junge Erwachsene (vgl. Müller-Bachmann 2002, 7).

Bindungen existieren in der posttraditionalen Gemeinschaft kaum noch, die Einbindung des Individuums geschieht aufgrund seiner kontingenten Entscheidung für eine temporäre Mitgliedschaft“ (Fuchs 2007, 85).

Diese Beobachtung trifft auch hinsichtlich der Charakteristik der heutigen Techno-Community zu: Zwar kommt der Begriff (Jugend-)Szene in diesem Zusammenhang ebenfalls zum Einsatz, unterstellt aber nicht notwendig eine gewisse (exklusive) Altersstruktur, die sich dort feststellen ließe. Solche Heterogenitäten stellen für die einzelnen Mitglieder im Szenealltag daher kaum Probleme dar, da das Interesse am zentralen Gegenstand der Szene die eigentliche Voraussetzung für die Teilnahme ist. Zudem sind die meisten Szenen, aufgrund ihres Fokus auf Freizeitgestaltung und ihrer Entkopplung von der Sozialstruktur kaum oder gar nicht ideologisch geprägt. Dieser Nachweis ist gerade für die Technoiden wiederholt erbracht worden, denen zwar eine grundlegend ablehnende Haltung gegenüber sexistischen, homophoben und rassistischen Positionen attestiert wird, die letztendlich aber nicht als politische Szene gelten, wenigstens nicht als solche, die klassische Formen des Protests oder Widerstands praktiziert (vgl. u. a. Meyer 2001, 51 ff., Kemper 2004, 225 ff., Hagedorn 2008, 45 ff.). Das ist auch dem Umstand geschuldet, dass feste Mitgliedschaftskriterien klassischer politischer Agenturen wie Jugendorganisationen (z. B. der etablierten Parteien) oder Jugendgruppen (wie die Pfandfinder*innen oder die Ministrant*innen) bei Szenen nicht zu finden sind, was wiederum zur Folge hat, dass Sanktionsmöglichkeiten, in erster Linie ein formaler Ausschluss, kaum (mehr) umsetzbar sind; vielmehr „[basiert] die Gesellungsform Szene auf einem partikularen, labilen sozialen und kulturellen Netzwerk von Gruppen, die eher lose miteinander verknüpft sind“ (Ferchhoff 2007, 183 f.).

Diese Gruppen entsprechen meist einem Beziehungssystem unmittelbar miteinander assoziierter Gleichaltriger, m. a. W. den Peer Groups, die auch im Rahmen der Szene-Forschung die maßgebliche Instanz jugendlicher Sozialisation darstellen. Über die Zugehörigkeit zu einer Peer Group wird meist auch die Zugehörigkeit zu einer posttraditionalen Gemeinschaft festgelegt – mehr noch als über ästhetische Merkmale, die nicht mehr in dem Maße wie noch bei den Subkulturen zweckmäßig sind, entsprechende Unterscheidungen zu treffen (vgl. Hoffmann 2006, 44). Denn viele Symbole, die früher als Signifikat subkultureller Distinktion von der Außenwelt gedient haben, sind mittlerweile Teil der Stilformen des kulturellen Mainstreams geworden. Das macht es umso schwerer, die Außengrenzen von Szenen anhand weniger Merkmale festzumachen, auch für Personen, die sich ihrem Selbstverständnis nach diesen Szenen angehörig fühlen. Dieser Effekt wird noch verstärkt dadurch, dass beispielsweise Symbole, aber auch Handlungsnormen, die stilprägend für eine Szene sein könnten, zwar vorhanden sind, für potentielle Anwärt*innen aber kaum Zwangscharakter besitzen. Tun sie das doch, so hat man es dem soziologischen Verständnis nach eher mit einer Subkultur zu tun, die über andere, meist strengere Regeln der Partizipation verfügt, und deren Mitgliedschaft nicht informell, unverbindlich und jederzeit kündbar ist (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 1998, 89). Die Verhandelbarkeit inhaltlicher Aspekte heißt aber gleichzeitig nicht, dass jegliche szenischen Ange-

bote für ihre Teilhaber*innen beliebig wählbar sind, die Szene also lediglich einen Steinbruch für symbolische Ausdrucksformen der Identitätsfindung darstellt. Auch wenn man sich in Szenen eher wie in einer Wolke oder einer Nebelbank bewegt (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010, 16), stellen sie durchaus ein „festes Repertoire an Relevanzen, Regeln und Routinen zur Verfügung“ (Hitzler/Niederbacher 2010, 16), die zwar individuell variierend Gültigkeit besitzen „und mehr oder weniger geteilt oder befolgt werden“ (ebenda), ein im goffman'schen Sinne nötiges Mindestmaß an Engagement muss aber vorhanden sein, um auch von anderen Szenegänger*innen als legitimes Mitglied anerkannt zu werden.

3.4. Primäre Kennzeichen posttraditionaler Gemeinschaften

Ergänzend zu den im vorigen Abschnitt genannten Aspekten, die sich vornehmlich aus dem gesellschaftlichen Modernisierungsprozess ergeben, in den die Jugendszenen eingebettet sind, nennen Hitzler und Niederbacher zwölf spezifische Kriterien zur Beschreibung posttraditionaler Gemeinschaften (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010, 16 ff.), wobei einige dieser Eigenschaften semantisch nicht vollständig zu trennen sind von anderen Merkmalen; vielmehr gibt es inhaltliche Überschneidungen. Dies ist aber keine analytische Schwäche des Konzepts, sondern dem Sachverhalt geschuldet, dass soziologische Konstrukte, die sich auf denselben Untersuchungsgegenstand beziehen, zumeist auch korrelieren, d. h. sich Informationen teilen. In erster Linie sind Szenen nicht mehr und nicht weniger als **Gesinnungsgemeinschaften**. Das erscheint zwar evident, ist gerade seinem Wortsinn nach aber von essentieller Bedeutung, denn die Vergemeinschaftung in Szenen folgt Neigungen, Vorlieben und Bedürfnissen der Mitwirkenden und ist nicht Resultat einer bereits existenten Struktur, in die hinein die Akteur*innen mehr oder minder vergesellschaftet werden. Das trifft für klassische Sozialisationsagenturen durchaus zu, sei es die Schule oder die Nachbarschaft mit ihren förmlichen und nicht-förmlichen Vereinigungen. Auch die Subkulturen, obwohl sie ein gemeinsames Sinnsystem teilen, das primär über stilistische Varianten gelebt und propagiert wird, sind aufgrund ihrer starken Bindung an die materiellen und mentalen Gegebenheiten ihres Herkunftsmilieus unter solche tradierten Systeme zu fassen. Während in Subkulturen unterschiedlichste Fragen der alltäglichen Lebensführung verhandelt werden (zu Themen wie Beziehungen, Sex, Ausbildung, Berufsleben, familiäre Konflikte, etc.), fungieren Szenen meist als sog. Single Issue-Gruppierungen, wobei sich die Schwerpunktthemen im Einzelfall verschieden ausprägen können: Sie können athletische, musikalische, spirituelle u. v. a. Foki haben. Demgemäß sind Szenen thematisch fokussierte Netzwerke, wobei hier konkretisiert werden muss, dass es nicht nur